

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1945)

Artikel: Literarisches Bilderbuch vom Thunersee
Autor: Schaer-Ris, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096545>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Inhaltsverzeichnis zu:
»Literarisches Bilderbuch vom Thunersee«

1. Furcht und Ehrfurcht vor der Natur
2. Es weht ein Sageduft über dieser Gegend
3. Das Theater des Herrn
4. Goethe und Kleist am Thunersee
5. Volkskunst am Thunersee
6. Romantiker
7. Gotthelf und der Thunersee
8. Zwei Kreise heiterer Geselligkeit
9. Drei „Bund“-Redaktoren
10. Ein Buch vom Thunersee
11. Warum kein Drama oder Roman großen Stils?

Literarisches Bilderbuch vom Thunersee

Von ADOLF SCHAER - RIS

Furcht und Ehrfurcht vor der Natur.

Urgeschichtliche Ausgrabungen rings um den Thunersee haben erwiesen, daß diese Gegend schon Jahrhunderte vor Christi Geburt ziemlich stark besiedelt war. Über die körperlichen und geistigen Anlagen der *Kelten*, zu welcher Menschenrasse die Uranwohner des Thunersees gehörten, äußerte sich der Grieche Poseidonios (100 bis 80 vor Chr.) wie folgt:

„Da schauen wir sie leibhaftig vor uns, hochgewachsene blonde Recken, die struppige Mähne mit Seife dick verstrichen und in langen Strähnen von der Stirne nach hinten gekämmt, den Mund verdeckt vom hängenden Schnurrbart, der sich beim Essen in die Speisen verwickelt und beim Trinken wie ein Sieb wirkt. Gekleidet sind sie mit gemusterten langen Hosen, Ärmeljacke und kariertem Kragenmantel, dazu reich geschmückt mit goldenen Ringen und Halsketten. Scharf ist ihr Verstand, und zum Lernen sind sie wohlbegabt, mit den Worten schlagfertig, aber auch mit den Waffen. Ewig durstig und streitsüchtig sitzen sie in ihren runden Hütten auf dem bloßen Boden, halten zum Zechen prahlerische Reden, gefallen sich in tragischen Posen und geraten urplötzlich in blutige Händel. Im Kampfe tragen sie mannshohe Schilde, lange Schwerter und Lanzen; Helme, die mit Hörnern oder Tierfiguren geziert sind, decken die Häupter. Fürchterlich ist ihr rauhes Kriegsgeschrei und ihre Todesverachtung“. (Stähelin).

Diese ewig durstigen und streitsüchtigen Zecher verbrannten eines Tages ihre Hauptstadt „Dunon“ (Thun), um sich den nach Gallien ausziehenden Helvetiern, ihren Stammesbrüdern, anzuschließen, was beweist, daß ihnen die Schönheit der hiesigen Landschaft nicht sonderlich viel zu sagen hatte.

Wieviele von ihnen nach der Niederlage bei Bibrakte (58 v. Chr.) an den Thunersee zurückkehrten, kann nicht ermittelt werden. Es werden ihrer nicht allzuvielen gewesen sein. Hingegen waren sie begleitet von ihren Oberherren, den *Römern*, denen das Land über 300 Jahre lang untertan bleiben sollte.

Die römische Okkupation erwies sich den helvetischen Untertanen vielfach als sehr nützlich. Durch die Einführung verschiedener neuer Kulturpflanzen wie Kohl, Spinat, Kirschen, Birnen und *Trauben* erhielt der Landbau einen fördernden Impuls. Die Gegend am untern Thunersee verwandelte sich demzufolge nach und nach in eine blühende Parklandschaft. Davon zeugen z. B. die Namen „Im Paradies“ oder „Zur goldenen Lust“, mit denen man den Uferstrich bei Einigen belegte.

Auch das Verkehrswesen begann sich zu beleben, indem der Thunersee durch eine Straßenabzweigung von Aventicum her mit der großen Verkehrsader verbunden wurde, die sich vom Genfersee nach dem Bodensee hinzog.

Es ist anzunehmen, daß unter diesen veränderten Verhältnissen der Lebensstandard der Helvetier gehoben wurde und damit ohne Zweifel auch die Liebe zum Lande. Es blieb übrigens nicht das einzige Mal, daß uns die Fremden sagen mußten, wie schön es hier ist. Jedenfalls waren die Römer infolge ihres höheren Kulturstandes besser in der Lage, die Schönheit des Thunersees zu würdigen als die Helvetier. Und so mag es gekommen sein — um einen modernen Ausdruck zu wagen — daß zur Zeit der Römer erstmals von „Alpinismus“ die Rede war.

Das Verhältnis, in dem die Helvetier zu den Bergen standen, war das der *Furcht*. Sie wähten die Natur von bösen Geistern besiedelt, die ihren Standort in Höhlen, Schluchten, Wäldern, Bergen und Gewässern hatten und die es durch Darbringung von Opfergaben zu besänftigen galt. Es ist daher anzunehmen, daß die späteren christlichen Kultstätten am Thunersee, wie z. B. die Beatushöhle und der Wunderbrunnen von Einigen ursprüngliche heidnische Opferstätten gewesen sind.

Damit sind wir von den wirtschaftlichen Veränderungen, welche die römische Okkupation mit sich brachte, bereits auf diejenigen des Geistes gekommen. Die Amtssprache unseres Landes war seit

Bibrakte das Lateinische, und es versteht sich von selbst, daß die gebildeten Kelten, wie z. B. die Priester (Druiden), sich diese Sprache allmählich ebenfalls aneigneten, während das einfache Volk natürlich seine keltische Mundart weiter pflegte. Und so war unsere Gegend damals zweisprachig und wurde im vierten Jahrhundert, nach der germanischen Okkupation, sogar dreisprachig. Daraus erklären sich die Sprachenkonglomerate, die uns in zahlreichen Orts-, Flur- und Bergnamen entgegentreten.

Gleichzeitig mit der lateinischen Sprache nistete sich auch der römische Götterglaube bei uns ein und vermischte sich mit dem keltischen Geisterglauben. Der im Jahre 1926 bei Allmendingen ausgegrabene römisch-keltische *Altarstein* ist ein sprechendes Zeugnis dafür. Laut Inschrift wurde er aus einer Geldsammlung unter den Einwohnern am See bestritten, war den Alpengöttinnen geweiht und als Dankopferstätte für die Herbsternte gedacht.

An diesen herbstlichen „Dank-, Buß- und Bettagen“ von Allmendingen mochten sich unsere Vorfahren erstmals von ihrer Angst vor den Bergen befreit und diese fortan in *Ehrfurcht* betrachtet haben und zwar als den Sitz der „modernen“ Götter. Der Altarstein wäre demnach als *literarisches Zeugnis* für die Existenz eines oberländischen Olymps anzusprechen. Diese ehrfurchtsvolle Huldigung an die Natur wird niemanden verwundern, der die Aussicht auf den See und das Hochgebirge gerade von jenem Standpunkt aus jemals an einem schönen Herbsttage genossen hat. Geistesgeschichtlich kann dieser Altar als Dokument des kulturellen Fortschrittes gewertet werden, der getan worden ist, um die Blickrichtung des primitiven Menschen aus den Wäldern und Schluchten, aus der düsteren Tiefe zu lösen und nach den lichten Höhen der Berge zu lenken, „von wannen uns Hilfe kommt“.

Es weht ein Sagenduft über dieser Gegend.

Aber die Römer waren ihrer Götter schon nicht mehr ganz sicher. Die Thebäische Legion hatte das Christentum nach dem Wallis gebracht, von wo es schon im ersten Jahrhundert, dem Saanenlande und dem Simmental folgend, an die Ufer des Thunersees gelangte, um daselbst den römisch-keltischen Kultstätten auf den

Leib zu rücken. Die heidnisch-römischen Glaubensformeln begannen sich raschestens mit christlichem Gehalt zu füllen; an Stelle der keltischen Drachen und der römischen Heroen traten die Legenden des heiligen Mauritius und Beatus. Die Ehrfurcht vor den Fruchtbarkeitsgöttern auf den Berggipfeln fing an zu wanken, als die christlichen Missionare ungestraft ihre Altäre umzustürzen wagten.

Zwar wurde dieser Prozeß noch einmal unterbrochen; die germanische Invasion begrub die Anfänge der christlichen Frühkultur am Thunersee unter ihren barbarischen Trümmern und mit ihr auch die römischen Baudenkmäler. Was jedoch hinübergerettet wurde, das waren die genannten Legenden über die christlichen Missionare Mauritius und Beatus, deren sich die Volksphantasie bemächtigte, sie ausgestaltete und mit germanischen Vorstellungen vermengte.

So konnte, als nach dem Sturm der Völkerwanderung die östliche Christianisierungswelle, von Columban und Gallus ausgehend, den Thunersee einige Jahrhunderte später erreichte, die irische Mission an eine bereits vorhandene christliche Tradition anknüpfen und das Werk zu Ende führen.

So kam es zu der „Massengründung“ romanischer Kirchen am Thunersee (um das Jahr 1000 herum), von der die *Strättlinger Chronik* zu erzählen weiß. Wiederum scheinen es vorwiegend italienische Bauleute gewesen zu sein, die nach südlichen Vorbildern uns die neue Architektur brachten, die in den ehrwürdigen Kirchen von Amsoldingen, Spiez, Einigen und Scherzligen verkörpert ist. Wie anderwärts hat auch hier die Schönheit der Seelandschaft kulturfördernd mitgewirkt.

Es war sicherlich nicht nur religiöses Bedürfnis, welches fortan die zahlreichen Pilgerzüge nach den Wallfahrtsorten am Thunersee, nach den Beatushöhlen, Faulensee, Einigen und Scherzligen lockte, sondern ganz einfach auch ein Schuß abenteuerlicher Neugierde des mittelalterlichen Touristen, den sich die Propaganda der Interlakner Mönche für das „Beatusgrab“ und *Eulogius Kiburger* für die Kirche von Einigen zunutze machten. Deshalb wirken die Legendensammlung des *Daniel Agricola* über Beatus (1511) und die *Strättlinger Chronik* des Pfarrers von Einigen (um 1450) auch ein

wenig wie literarische Verherrlichungen der Landschaft am Thunersee; denn beide stammen aus einer Zeit, da der Glaube an die Wunderkraft des Wallfahrens bereits im Schwinden begriffen war.

Zwar spielt in diesen literarischen Zeugnissen die Natur selbst mit ihren ästhetischen Reizen kaum eine Rolle. Sie sind lediglich bestrebt, die Taten christlicher Glaubenshelden zu glorifizieren und an ihnen christliche Moral handgreiflich zu erläutern. Die Strättlinger Chronik bietet außerdem noch ein Stück Lokalgeschichte, die aber derart mit sagen- und legendenhaften Zutaten durchwirkt ist, daß Wahrheit und Dichtung nicht mehr voneinander getrennt werden können. Dennoch blickt überall auch die schöne Landschaft zwischen den Zeilen durch, und man kann sich vorstellen, wie der Leser oder Hörer dieser Wundergeschichten bestrebt war, den Schauplatz dieser Ereignisse persönlich kennen zu lernen. Es ist übrigens zu bedenken, daß zu jener Zeit, da das Volk weder schreiben noch lesen konnte, die Sage eine ganz andere Rolle spielte als heute. Sie war, wie sich Von der Leyden ausdrückte, „die Wissenschaft des Volkes“, denn sie erklärte das Unerklärliche. Sie war Dichtung und Wahrheit zugleich. Man glaubte eben noch an Wunder und fand nicht alles, wie der moderne Touristenstil, nur „romantisch, majestätisch, kolossal oder gar ‚bäumig und gerissen‘“.

Deshalb hatte E. F. von Mülinen recht, wenn er im Sinne des mittelalterlich denkenden Menschen schrieb: „daß der Thunersee und alle seine Umgebungen in früherer Zeit eine sehr religiöse Bevölkerung gehabt haben muß und die ganze Gegend ein wahres Eldorado, ein wahres Paradies gewesen sein muß, wie nur die glühendste Phantasie sich ein solches erdenken kann. Es weht ein ganzer Sageduft über dieser Gegend, etwas Feenhaftes.“

Das Theater des Herrn.

Mit dem Einzug des humanistischen Denkens, der in Italien im 13. Jahrhundert, bei uns erst im 15. Jahrhundert geschah, zerriß jener Sagenschleier über dem Thunersee. Der von faustischem Wissensdrang ergriffene moderne Mensch begehrte vom irdischen

Leben mehr als nur das Referat aus Sagen und Legenden. Er mißtraute dem bloßen Hörensagen und wollte mittels des Verstandes und des persönlichen Erlebnisses selber hinter die Dinge kommen. Er wurde von einem ganz neuen und ungestümen Lebensgefühl ergriffen, das ihn aus den Fesseln des kirchlichen Dogmas befreite und dem Natur- und Lebensgenusse zuführte. Daher verblaßte der Wunderglaube an die Wallfahrtsorte am Thunersee trotz der beiden Propagandaschriften des Elogius Kiburger und Daniel Agricola. Die wissenschaftliche Kritik setzte ein, bestritt in der Folge die Existenz eines schweizerischen Beatus überhaupt und räumte der Strättliger Chronik höchstens noch einen Wert als Sagensammlung ein.

Danach wurde es stiller am Thunersee, denn die Pilgerzüge blieben aus, das „vilryche Wirtshus“ bei den Beatushöhlen mußte seine Türe schließen und die üppigen Kirchweihen in Einigen und Faulensee verstummten. Die bescheidenen Winzerfeste von Oberhofen und Spiez waren kein vollwertiger Ersatz dafür, denn sie wurden nicht, wie jene, von „fremdem“ Volke besucht. Das Interesse für den Thunersee verlagerte sich deshalb nach der Reformation in die Umgebung desselben, in die zunächst gelegenen Voralpen, insbesondere nach dem Niesen und Stockhorn, den Wahrzeichen dieses Alpensees.

Die Alpweiden an den Flanken dieser Berge waren schon zur Zeit der Helvetier teilweise bestoßen, und es untersteht keinem Zweifel, daß neugierige junge Sennen schon damals die Gipfel des Stockhorns und des Niesen bestiegen hatten. Davon wurde jedoch nicht gesprochen, noch viel weniger geschrieben, und so kam es, daß man lange Zeit glaubte, es handle sich um Erstbesteigungen, als der Zürcher Rhellikan im Jahre 1536 und der Stadtberner Aretius im Jahre 1557 ihre Wanderungen auf diese Gipfel literarisch bearbeiteten. Für den gebildeten Leser mußte diese Neuigkeit allerdings sensationell gewirkt haben, um so mehr als es sich um gelehrte Theologen und Naturforscher handelte, welche damit den Schleier vor einem Geheimnis gelüftet hatten.

Den Anstoß zu diesen Unternehmungen hatte ihnen der Zürcher Arzt und Naturforscher *Conrad Geßner* (1516—1565) gegeben, den man gerne als den „ersten Sommerfrischler“ bezeichnet und der

erklärt hatte: „Ich habe mich entschlossen, fortan jährlich einen oder mehrere Berge zu besteigen, sowohl ihrer Erkenntnis halber, als auch wegen der edlen Körperübung und geistlichen Erquickung“. Gemeint ist wohl „geistigen“.

Man beachte die ganz modern anmutende Begründung des Bergsteigens: Wissenschaft und Sport! In seinen Schilderungen solcher Reisen spricht Geßner öfter von der „Schaubühne des Weltalls“, vom „Schauspiel der Berge“ und von den „Wundern des irdischen Paradieses“. Dagegen spielen für ihn, wie er ausdrücklich betont, „zaubergläubige Kuriositäten“ keine Rolle mehr. An ihre Stellen treten sachliche Schilderungen wirklich erlebter Landschaften. Die grundlegende Wandlung im Verhältnis des Renaissance-Menschen zur Natur springt in die Augen.

In seinem lateinischen Gedicht, betitelt „Stockhornias“, schildert *Rhellikan* eine Stockhornbesteigung von Erlenbach aus, die er mit einigen Freunden, darunter der Erlenbacher Pfarrer und Reformator Peter Kunz, im Jahre 1536 unternahm. Es handelt sich um ein in homerischem Stile dargestelltes Erlebnis des heiteren Lebensgenusses. Die gelehrten Bergsteiger essen nicht Äpfel und Birnen, sondern die „Gaben der Ceres“; an Wildbächen und Quellen entzückt sie der Gesang der Nixen und Nymphen; auf dem Gipfel beschäftigt sie nicht das Schauspiel des grandiosen Sonnenunterganges, sondern die Vision eines Phöbus, der sein Pferd gespann in die abendlichen Fluten des Gipfelmeeres tauchen läßt.

Dem Naturforscher *Aretius*, der 21 Jahre später Stockhorn und Niesen bestieg, lag dieser homerische Stil schon ferner; er hielt sich viel strenger an die Wirklichkeit. Seine Beschreibung handelt von topographischen, botanischen, volkskundlichen und wirtschaftlichen Dingen. Man merkt ihr an, daß der Verfasser seinen Geßner genau studiert hatte, wenn er z. B. auf dem Gipfel des Niesens seiner Begeisterung in folgenden Worten Ausdruck verleiht:

„Wahrlich, keine angenehmeren Reisen weiß ich als Bergreisen. Da findest du schattige Täler, Wasserfälle, den Ausblick ins weite Land, gesunde, erfrischende Luft, Abgründe, überhängende Felsen, staunenswerte Schluchten, abgelegene Höhlen, Eisfelder. — Das ist das Theater des Herrn“.

Und diesem Geßner sandte er auch den Reisebericht, damit er ihn drucken ließe. Er tat es mit folgender Widmung:

„Ich schicke dir, mein teurer und verehrter Piperinus (Pfarrer in Sigriswil), die Beschreibung einiger Berge in deiner Nachbarschaft. Sie ist nicht von mir, sondern stammt von unserem gemeinsamen Freunde Benedikt Aretius, der mir zu Gefallen diese Schilderung aus frischer Erinnerung einem Jüngling diktierte. Der Hauptgrund, weshalb ich das Büchlein unter deinem Namen zu veröffentlichen wünsche, besteht in der Güte, mit der du mich schon so oft beschämt hast, indem du mir wiederholt Alpenpflanzen, Wurzeln und Samen übersandtest, um aus allen deinen Kräften mir beizustehen und mich zu fördern in meinem seit langem unternommenen Versuche, meine Universalgeschichte der Pflanzen mit Beschreibungen und Illustrationen auszustatten.“

In diesen Worten ist der Anteil der Landschaft am Thunersee am Zustandekommen des großen botanischen Werkes von Conrad Geßner ausgedrückt, das allerdings erst 1771 im Druck erscheinen sollte.

Sonst aber haben weder die „Stockhornias“ Rhellikans noch die Reiseskizzen Aretius große Wellen geschlagen und blieben auf einen äußerst kleinen gelehrten Leserkreis beschränkt, wie überhaupt dieses flüchtige Aufflackern des Alpinismus die breiten Schichten des Volkes durchaus gleichgültig ließ, so daß Geßner ärgerlich darüber klagte:

„Die Menschen freilich, deren Geist stumpf ist, wundern sich über nichts, verharren untätig daheim und treten nicht hinaus auf die Schaubühne des Weltalls; im Winkel bleiben sie versteckt wie die Siebenschläfer den Winter hindurch und denken nicht, daß der Menschen Geschlecht mitten in die Welt gestellt ist, um aus ihren Wundern etwas Größeres, die erhabene Gottheit selbst zu erfassen.“

Größere Beachtung fand dagegen ein Riesengedicht des Thuner Pfarrrs *Johann Rudolf Rebmann* vom Jahre 1606 über Niesen und Stockhorn. Es erlebte sogar drei Auflagen und trug den monströsen Titel: „Ein New, Lustig, Ernsthaft, Poetisch Gastmal und Gespräch zweyer Bergen, in der Löblichen Eydgenossenschaft und im Berner Gebiet gelegen, Nemlich Niesens und Stockhorns. Welcher

Innhalt Ein Physikam, Chorographicam et Ethicam Descriptionem von der ganzen Welt insgesamt und sonderlich von Bergen und Bergleuten“. In der Literaturgeschichte wird es kurz nur „Das Gastmahl“ genannt.

Der Niesen wird darin als Fürst der Berge personifiziert, der, umgeben von seinen Trabanten, das Stockhorn zu einem Gastmahl einlädt, um mit ihm ein Gespräch über sozusagen alles, was sich zwischen Himmel und Erde begibt, abzuwickeln. Mit der Schöpfung wird begonnen, dann eine Wanderung durch sämtliche Erdteile unternommen, um schließlich am Thunersee zu landen. Auf diese Landschaft hinunterblickend werden u. a. neuerdings die sagenhaften Kuriositäten der Strättlinger Chronik aufgewärmt, die Rebmann schon früher auszugsweise verbreitet hatte. Der „Goldene Hof“ (Spiez) z. B., wo Attila einen Turm gebaut, in dem nach ihm König Rudolf von Hochburgund soll Hof gehalten haben. Immerhin blinzelt der schalkhafte Zweifel durch den Gesprächsstoff hindurch, wenn das Stockhorn z. B. hinzufügt: „... wie eine alte Chronic meldt, so man sie für glaubwürdig hält“.

Auch für Rebmann bedeutete die Landschaft eine Theaterbühne, auf der die Menschen agieren, allerdings, wie es für den Theologen wünschbar scheint, zum Lobe des Herrn agieren; daher verwendet er gerne christliche Moralsprüche. Aber es ist nicht mehr der frühere, naive Glaube, sondern theologische Beweisführung; nicht mehr göttliche Ehrfurcht, sondern wissenschaftliche Neugierde. Bächtold nennt das „Gastmahl“ deshalb eine „toll gewordene Enzyklopädie“. Uns Nachgeborenen kommt es so vor. Die Zeitgenossen dagegen schätzten diese literarisch verbrämte Gelehrsamkeit höher ein, denn sie entsprach einem Bedürfnis der Zeit, dem Drang nach Erkenntnis und Erweiterung des Horizontes, nachdem die Gelehrten die Kugelgestalt der Erde errechnet und Kolumbus sie praktisch bewiesen hatte. Was Sebastian Münster in seiner 1554 erschienenen „Cosmographia, Beschreibung aller Lender“ enzyklopädistisch gesammelt hatte, popularisierte Rebmann nachher auf unterhaltsame Weise in seinem Riesengedicht von 14 000 Versen und lockerte damit die lexikale Starre des archivierten Wissens ein bißchen auf, indem er ihm eine dramatische Handlung unterlegte: Das Theater des Herrn am Thunersee.

Goethe und Kleist am Thunersee.

Später, im 17. Jahrhundert, blickte man wenig mehr nach den Bergen, „von wannen uns Hilfe kommt“, sondern mehr nach dem Hof von Versailles, von wannen die Mode kam. Auch die gesellschaftliche Oberschicht, die am Thunersee den Ton angab, die Schultheißen von Thun und Unterseen, die Landvögte von Oberhofen, Wimmis und Interlaken, sowie die Freiherren von Spiez huldigten französischen Sitten und Gebräuchen, denn sie hatten ihre Bildung z. T. als Söldneroffiziere in Frankreich geholt. Sie kleideten sich nach der Mode von Versailles und richteten ihre kleinen Höfe in den Schlössern am Thunersee entsprechend ein, legten zugestutzte Bosquets an mit Springbrunnen, Marmorfigürchen und Pavillons darin. Sie empfingen des Abends galante Gesellschaften und ahmten die geistreichen Gespräche nach, die sie in den Pariser Salons gehört hatten. Auf prachtvoll ausgestatteten Segel- und Ruderbarken befuhren sie den See um sich gegenseitig Besuche abzustatten und dabei den Spiezer, Oberhofner und Ralliger Landwein zu kosten oder im Neuhaus Forellen und Ferras zu genießen. Für das „Theater des Herrn“ in den Bergen war das Interesse geringer geworden. Einzig etwa noch die Jagd verband diese Herren mit der ursprünglichen Natur, sonst aber war ihr Lebensstil gänzlich von verfeinerten und schließlich sogar von lächerlichen Konventionen beherrscht.

Das Landvolk ging als ziemlich devoter Zuschauer nebenher oder suchte in lässigem Umfange diese Mode nachzuahmen, besonders die aus französischen Diensten heimgekehrten Söldner. Je weiter entfernt man sich jedoch von diesen kleinen „Höfen“ befand, desto geringer war die Sucht der Nachäffung, weshalb z. B. die Älpler und Fischer ihre ursprünglichen Sitten und Gebräuche, ihre Trachten, Volkslieder, das Alphornblasen und Jodeln, ihre volkstümlichen Spiele des Schwingens, Ringens und Steinstoßens unverändert beibehielten. Das geschah natürlich völlig absichtslos und weder aus eigensinnigem Trotz, noch bürgerlichem Hochmut, auch nicht etwa aus der Berechnung heraus, später wieder in die Mode zu kommen. Sie waren daher nicht wenig erstaunt und berechtigterweise auch ein wenig stolz darauf, daß sie tatsächlich eines Tages wieder in die Mode kamen.

Das geschah, nachdem der große König in Versailles die Augen geschlossen hatte. Das Erbe, das er hinterließ: Eine in überspitzter Zivilisation und überfeinertem Lebensgenuß verwöhnte zynische Oberschicht einerseits und ein geistig und materiell verarmtes, apathisches Volk andererseits, war nicht dazu angetan, seinem Nachfolger fernerhin die europäische Führerrolle zu sichern. Die Fin-de-Siècle-Stimmung griff sofort um sich, und an den Rändern der französischen Einflußsphäre nagte die Auflehnung. In der Schweiz z. B. stellte Bodmer die Forderung auf, daß für die Literatur *nicht mehr die Form, sondern der Gehalt*, das Gefühl, die Phantasie wegleitend zu sein habe und wies als Vorbild auf Shakespeare hin. In die gleiche Kerbe hatte vor ihm schon der Berner Muralt mit seinen „Briefen über die Engländer und Franzosen“ gehauen. Haller endlich pries in seinen „Alpen“ (1729) die natürlichen und anspruchslosen Sitten des schweizerischen Hirtenvolkes und demonstrierte damit gegen die Unmoral des städtischen Intellektualismus. Mochte Haller dabei auch zu weit gegangen sein, namentlich in bezug auf die Idealisierung des „harmlosen“ Landvolkes, das Alpengedicht schlug ein und wurde, durch Rousseaus Schriften später unterstützt, zum Kampfruf des „Zurück zur Natur“.

Nach über hundert Jahren des Unterbruchs wurden damit die Bestrebungen Conrad Geßners wieder aufgenommen, diesmal allerdings mit durchschlagendem Erfolg. Im 18. Jahrhundert wurde die *Schweiz zur großen Mode als Reiseland*. Während die Haller und Rousseau besonders in Deutschland und Frankreich vernommen wurden, wirkte der Zürcher Scheuchzer mit seinen in England publizierten „Alpenreisen“ (1708) sowie mit seiner „Naturgeschichte des Schweizerlandes“, worin die Schweiz als ein Europa im Kleinen geschildert wird, auf die Engländer. Und so ergoß sich der erste große Fremdenstrom in die Schweiz als dem Ursprungsland der politischen Freiheit und dem Sehnsuchtsland grandioser Naturschönheiten.

„Fremdenstrom“ ist vielleicht etwas zu viel gesagt, sobald wir an die viel spätere Konjunktur des oberländischen Fremdenverkehrs denken. Gemessen jedoch an den bescheidenen Verkehrsverhältnissen des 18. Jahrhunderts, insbesondere am Thunersee, wo nur täglich einmal eine „Dilligence“ von Bern her eintraf und von da

weg Stehruderbarken nach dem Neuhaus abgingen — darf man den Mund schon etwas voll nehmen.

In bezug auf die soziale Struktur glich jener „Strom“ dem heutigen wenig. Damals reisten sozusagen nur die Mächtigen und Gebildeten dieser Erde. Die Gebildeten aus wissenschaftlichem oder künstlerischem Interesse und die Mächtigen entweder aus abenteuerlicher Neugierde oder weil es zum guten Ton gehörte, alle diese Merkwürdigkeiten mit eigenen Augen gesehen und erlebt zu haben. Reisen zur Pflege der Gesundheit waren noch nicht bekannt, obwohl die Ärzte Haller und Ebel auch schon auf die Vorteile der körperlichen und moralischen Gesundung in den Bergen hingewiesen hatten.

Drei Ziele waren es, welche für die Reisenden aus dem Auslande damals den Hauptanreiz darstellten: Das Gebiet des Vierwaldstätter Befreiungssage und nach ihm durch Schillers Wilhelm Tell sees, das durch Johannes Müllers Schweizergeschichte als Rahmen Weltberühmtheit erlangt hatte, dann der Genfersee, der Schauplatz von Rousseaus *Novelle Héloïse*, dem damals meistgelesenen Buche, und endlich in einigem Abstand das Berner Oberland, welches durch Hallers „Alpen“ in das Blickfeld gerückt worden war.

Für das Berner Oberland verfaßte der Berner Pfarrer *Samuel Wyttenbach*, der im Jahre 1771 mit V. von Bonstetten und einem Engländer über die Grimsel nach dem Wallis gewandert war, eine „Kurze Anleitung für diejenigen, welche eine Reise durch einen Theil der merkwürdigsten Alpgegenden des Lauterbrunnenthals, Grindelwald und über Meyringen auf Bern zurück machen wollen“ (1777). Ein dünnes Büchlein von 20 Seiten, das auf die ausführlicheren Werke von Scheuchzer und Gruner aufmerksam macht denjenigen, der sich eingehender mit der neuen Wissenschaft des Alpinismus auseinandersetzen möchte. Es beschränkt sich im übrigen auf praktische Angaben in bezug auf Ausrüstung, Proviant, Verkehrsmittel, Führung, Zeiteinteilung und auf die wichtigsten Sehenswürdigkeiten. Dieser erste oberländische Fremdenprospekt ist kraft seiner ehrlichen Schlichtheit und Unaufdringlichkeit heute noch lesenswert. Der Thunersee ist darin allerdings nur stiefmütterlich behandelt. Wir finden außer den Hinweisen auf den Niesen, den Kanderdurchstich, die Schlösser Oberhofen und Spiez,

sowie die Beatushöhlen kein einziges Wort der Bewunderung. Diese gipfelt in der Hervorhebung des „Farbenbogens“ vom Staubbach und den „zwei schneeweißen Brüsten der erhabenen Jungfrau“.

Mit diesem Reisehandbüchlein in der Tasche begab sich der berühmteste Gast unseres Landes, *Johann Wolfgang Goethe*, am 8. Oktober des Jahres 1779 von Thun aus auf den Weg nach den von Wytttenbach empfohlenen Örtlichkeiten. Er hatte vorher in Bern persönlich bei Wytttenbach vorgesprochen, um sich von ihm auch mündlich noch beraten zu lassen, hatte sich in den Ateliers der verschiedenen Kleinmeister aus der Schule Sigmund Freudenbergers die entsprechenden Stiche, Gemälde und Zeichnungen angesehen und auch einige davon als Souvenirs erworben.

Goethe war damals dreißig Jahre alt und befand sich, begleitet von seinem Zögling Herzog Karl August, dem Oberforstmeister von Wedel, dem Kammerdiener Wagner und Philipp Seidel auf seiner zweiten Schweizerreise. Sie bezogen nach einer vierstündigen Wagenfahrt im „Schwarzen Bären“ zu Thun Quartier, begaben sich hierauf nach der Kirchhofterrasse auf dem Schloßberg, um die Aussicht auf See und Gebirge zu genießen, spazierten dann der Aare entlang nach Scherzligen, wo sie mit Peter Kocher die am folgenden Tage zu unternehmende Seefahrt nach dem Neuhaus vereinbarten.

Vor dem Zubettgehen schrieb Goethe noch einen Brief an Lavater, in welchem er von seiner Absicht sprach, „auf die Gletscher zu gehen, soweit es die Jahreszeit noch erlaubt“, und seinen Freund ersuchte, zu beten, „daß uns die himmlischen Wolken günstig bleiben und wir an allen Gefahren vorübergehen“. Diese Bangigkeit mag uns heute wundern; es ist jedoch zu bedenken, daß damals sogar die Gemmi und Grimsel als „anstrengend und halsbrecherisch galten“ (Peyer). Übrigens bangte Goethe weniger um seine eigene Sicherheit als um diejenige seines ihm anvertrauten hohen „Schülers“. Außerdem war der Zeitpunkt nicht gerade glücklich gewählt. Es regnete denn auch den ganzen Tag, als sie sich am folgenden Morgen mit Peter Kocher auf den See begaben, und die Nebel hingen weit herunter, so daß ihnen das Schönste am Thunersee, die Uferlandschaft, auf der Hinfahrt verborgen blieb.

Indessen schien gerade diese trostlose äußere Stimmung gut zu Goethes innerer Verfassung zu passen, trug er doch in der Brust das

Bild seiner fernen Geliebten, der Frau von Stein, nach der sein Sehnen ging. Er empfand sein Schicksal demjenigen des Odysseus verwandt, des von Küste zu Küste gehetzten homerischen Helden. Und so las er der Reisegesellschaft aus Bodmers Homerübersetzung vor, wobei ihm der Takt der Ruder den Genuß des antiken Vermaßes erhöhte.

Nach einer kurzen Zwischenlandung in Merligen setzten sie die Fahrt nach dem Neuhaus fort, wo sie eine Kutsche bestiegen, die sie zunächst nach Unterseen und tags darauf nach Lauterbrunnen brachte. Nach dem Besuche des Tschingelgletschers, Grindelwalds, Meiringens und des Haslitalles kehrten sie am 14. Oktober an den Thunersee zurück, diesmal bei schönem Wetter. Sie stiegen zu den Beatushöhlen hinauf und fanden bewundernde Worte über den Ausblick auf den See. Allein, die Erlebnisse der vergangenen Tage überschatteten diese bescheidene Idylle. Auf der Rückfahrt las Goethe einen zweiten Gesang aus der Odyssee und schrieb noch am selben Abend in Thun an Frau von Stein: „... bisher hat uns das Glück gar unerhört begleitet. Kein Gedanke, keine Beschreibung, noch Erinnerung reicht an die Schönheit und Größe der Gegenstände und ihrer Lieblichkeit in solchen Lichtern, Tageszeiten und Standpunkten“. Diesem Briefe mag auch das bekannte Gedicht, das er am Staubbach konzipierte, beigelegt haben, welches mit den Worten beginnt: „Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser“.

Es ist äußerst wenig, was uns Goethe über den Thunersee selbst zu sagen weiß. Auf der von schlechtem Oktoberwetter begleiteten Hinfahrt galt seine Ungeduld dem Verlangen nach den überwältigenden Eindrücken des Hochgebirges und auf der Rückfahrt dem Wiedersehen mit seiner Geliebten. Indirekt dagegen gewannen die Eindrücke dieser Reise mannigfaltigen Einfluß auf die Gestaltung der späteren Werke. Es sei hier nur auf das wenig bekannte Singspiel „Jery und Bätely“ hingewiesen, dessen „Akteurs Schweizerkleider anhaben und von Käse und Milch sprechen“ und sogar einen Hosenlupf austragen, der Goethen in Brienz vorgeführt worden war. Es ist dies der einzige literarische Tribut, welchen der Dichter an das „Volkstheater“ bezahlt hat. Denn er besaß kein großes Verständnis für das Hirtenvolk der Schweiz, das ihm zu formlos und unkultiviert vorkam. Sein Lob galt einzig der städtischen Aristo-

kratie, besonders der von Bern. Und von der berühmten Schweizerfreiheit wollte er nichts bemerkt haben, weshalb er sie spöttisch als ein in Weingeist aufbewahrtes Märchen bezeichnete.

Den spätern Besuchern in Weimar hingegen sprach er mit Vergnügen von seiner Fahrt ins Berner Oberland und zeigte ihnen Transparente des Malers König von Unterseen (der übrigens auch unter diesen Besuchern war), Bilder von Rieter (Schloß Spiez) und Lory dem Jüngeren. Für den Herzog hatte er das Rundbild Marquard Wochers erworben, das die Aussicht von der Thuner Kirchhofterrasse darstellt.

Goethes Sturm- und Drangperiode lag zur Zeit seiner zweiten Schweizerreise bereits hinter ihm. Seinen Anteil an das „tränenreiche“ Zeitalter des Heimwehs hatte er im „Werther“ schon geleistet, und das dichterische Auge war nun nach den größeren Horizonten Italiens gerichtet.

Für Goethe bedeutete der Thunersee nur einen Durchgang zu den geheimnisvollen Ausstellungsräumen im engern Oberland, ein Schaufenster, ein Blickfänger für die abenteuerlustige Seele. Wäre ihm der Wettergott günstiger gesinnt gewesen, sein Auge hätte sich schon von Thun aus nicht satt sehen können an den grandiosen Gegenständen dieser ungewöhnlichen Auslage. Erst nach Goethe, als diese Neugierde dann gestillt war, als die nachfolgenden Reisenden durch eigene Erfahrung die hinter der Auslage versteckten Wunder kennen gelernt hatten, erfolgte die eigentliche Würdigung auch des Vorhofes. Es bedurfte aber bis zu diesem Zeitpunkte noch der Katastrophe der französischen Revolution und der in ihrem Gefolge stehenden Invasion der Schweiz, um die Menschen für die Beschaulichkeit und geduldige Betrachtung reif zu machen. Die Atmosphäre vor der großen Entladung war dazu noch wenig geeignet. Haller und Rousseau hatten wohl dazu aufgerufen, und einige Wenige waren ihrem Rufe gefolgt, aber die Menge blieb taub dafür. Diese verstand das Pathos der Alpenbegeisterung nur als eine große Mode der Privilegierten.

Kaum aber hatte sich der Sturm gelegt, so änderte sich das Bild grundlegend. Gleich einem Sendboten dieser veränderten Verhältnisse nach der Revolution erschien im Frühling 1802 der deutsche Dichter *Heinrich von Kleist* am Thunersee und mietete sich auf

der äußeren Aareinsel bei Thun ein einfaches Landhäuschen. Er kam nicht, wie Goethe, um tags darauf nach den Schauplätzen des Hochgebirges weiterzureisen, nicht aus wissenschaftlicher und künstlerischer Neugierde, ja nicht einmal aus Freude am Abenteuer, sondern umgekehrt aus Abscheu vor dem europäischen Abenteuer Napoleons, aus Abscheu vor den Franzosen und ihrer Zivilisation und aus Angst vor der ungewissen Zukunft, um sich hier am stillen Gestade eines Bergsees der Betrachtung und seelischen Einker hinzugeben. Er gedachte, sein Leben von Grund auf zu ändern und mit echter deutscher Gründlichkeit aus einem preußischen Offizier und Gelehrten einen „Bauern“ zu machen, wie er sich selber ausdrückte. Er war bereit, aus Rousseaus und Hallers Thesen die äußersten Konsequenzen zu ziehen und ihnen sozusagen wörtlich zu folgen.

Kleist entstammte einer preußischen Offiziersfamilie und würde wahrscheinlich die Offizierslaufbahn nicht verlassen haben, wenn die preußische Armee nicht unter die Räder der napoleonischen Heere geraten wäre. Allerdings hatte ihn seine dichterische Veranlagung vorher schon in einen Zwiespalt mit dem engen militärischen Ehrbegriff gebracht, so daß er schreiben konnte: „Immer war mir zweifelhaft, ob ich als Mensch oder Offizier handeln müßte; denn die Pflichten beider zu vereinen halte ich bei dem jetzigen Zustande der Armeen für unmöglich“. Als Mensch radikaler Entschlüsse vertauschte er daher kurzerhand den Offiziersrock mit demjenigen eines Studenten. Allein, er stieß nun beim Studium der Kant'schen Philosophie auf das Moralebirge der „reinen und praktischen Vernunft“. Um dieser neuen Zwangsjacke zu entrinnen floh er auf Reisen und erreichte auf Zickzackgängen die Stadt Paris. Hier kam er aber vom Regen in die Traufe, hatte doch Robespierre den Franzosen gerade die neue Religion der Vernunft beigebracht und sie in großartigen Festumzügen feiern lassen. Diese „Affen der Vernunft“ schienen ihm reif zum Untergang. Sein Entschluß war nun gefaßt: Hinaus aus dieser Zwickmühle und zurück an den Busen der Natur.

Als Kleist im Frühjahr 1801 unsere Grenze bei Basel überschritt, schrieb er an seine Schwester: „Es war eine finstere Nacht als ich in das neue Vaterland trat. Ein stiller Landregen fiel überall nie-

der. Ich suchte Sterne in den Wolken und dachte mancherlei. Denn Nahes und Fernes, alles war so dunkel. Mir war's wie ein Eintritt in ein anderes Leben“.

In Bern traf er seinen Landsmann Zschokke, bei dem gerade der junge Wieland und der junge Geßner von Zürich weilten. Diese bildeten daselbst den Kern eines literarischen Zirkels. Die heiteren Tage, die Kleist in diesem Kreise genoß, lieferten ihm den Stoff zu einem berühmt gewordenen Lustspiel, der „Zerbrochene Krug“, das er dann in Thun konzipierte. In Zschokkes Wohnung hing nämlich ein Kupferstich, betitelt „La cruche cassée“. Die drei Dichter kamen überein, dieses Thema, jeder auf seine Weise, im Wettbewerb literarisch zu behandeln. Wieland schrieb eine Satire, Zschokke eine Erzählung und Kleist sein Lustspiel, mit dem er ohne Zweifel den Sieg davontrug.

Aber auch in den Gassen Berns promenierten französische Soldaten, und das Schweizervolk war über der neuen helvetischen Verfassung uneins geworden. „Ach“ schrieb Kleist, „ein unglückseliger Geist geht durch die Schweiz. Es feinden sich die Bürger untereinander an. O Gott, wenn ich doch nicht fände, auch hier nicht fände, was ich suchte!“ Also hinaus aufs Land! Mit Hilfe seiner Freunde fand er nun das Landhäuschen in Thun. Anfangs April 1802 traf er daselbst ein und schrieb am 1. Mai an seine Schwester:

„Jetzt lebe ich auf einer Insel in der Aare am Ausfluß des Thunersees, recht eingeschlossen von Alpen, $\frac{1}{4}$ Meile von der Stadt. Ein kleines Häuschen an der Spitze, das wegen seiner Entlegenheit sehr wohlfeil war, habe ich für sechs Monate gemietet und bewohne es ganz allein. Auf der Insel wohnt auch weiter niemand, als nur an der andern Spitze eine kleine Fischerfamilie, mit der ich schon einmal um Mitternacht auf den See gefahren bin, wenn sie die Netze einzieht und auswirft.“

„Der Vater hat mir von zwei Töchtern eine in mein Haus gegeben, die mir die Wirtschaft führt: ein freundlich-liebliches Mädchen, das sich ausnimmt, wie ihr Taufname: Mädeli. (Es handelt sich um die mit Kleist gleichaltrige Elisabeth Magdalena Stettler). Mit der Sonne stehn wir auf, sie pflanzt mir Blumen in den Garten, bereitet mir die Küche, während ich arbeite für die Rückkehr zu Euch; dann essen wir zusammen.

Sonntags zieht sie ihre schöne Schweizertracht an, ein Geschenk von mir, wir schiffen uns über, sie geht in die Kirche nach Thun, ich besteige das Schreckhorn, und nach der Andacht kehren wir beide zurück. Weiter weiß ich von der ganzen Welt nichts mehr. Ich würde ganz ohne alle widrigen Gefühle sein, wenn ich nicht, durch mein ganzes Leben daran gewöhnt, sie mir selbst erschaffen müßte. So habe ich zum Beispiel jetzt eine seltsame Furcht, ich möchte sterben, ehe ich meine Arbeit vollendet habe ...“

„Ich komme selten von der Insel, sehe niemand, lese keine Bücher, Zeitungen, kurz, brauche nichts, als mich selbst. Zuweilen doch kommen Geßner, Zschokke oder Wieland von Bern, hören etwas von meiner Arbeit und schmeicheln mir — kurz, ich habe keinen andern Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: Ein Kind, ein schön Gedicht und eine große Tat. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres, als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann.“

Endlich scheint Kleist am Ziele seiner Wünsche angekommen zu sein. Das Inseldasein am Busen der Natur ist verwirklicht, die äußeren Umstände sozusagen über alles Erwarten günstig. Eine stille Nachtfahrt mit seinem Hausmeister, dem Fischer Stettler, entlockt ihm folgende Verse des Entzückens:

„Wie schön die Nacht ist! Wie die Landschaft rings
Im milden Licht des Mondes still erglänzt!
Wie sich der Alpen Gipfel umgekehrt
In den kristallinen See darnieder tauchen!
Wie einsam hier der See den Felsen klatscht!
Und wie die Ulme hoch vom Felsen her
Sich niederbeugt, von Schlee umrankt und Flieder.“

Reine, von quälenden Reflexionen unbeschwerte Poesie blüht in diesen Versen. Der Dichter scheint in wunschloser Naturbetrachtung aufzugehen.

Dazu kommen die rustikale Häuslichkeit, geführt von einem lieblichen Mädchen in Bernertracht, die bäuerlichen Handreichungen im Garten, die besinnlichen Spaziergänge am See, alles dazu angetan, Kleist von der Richtigkeit seines Entschlusses zu überzeugen. Die günstigsten Voraussetzungen waren geschaffen, um Kleist Wurzeln schlagen zu lassen in seinem „neuen Vaterlande“ und ihn vielleicht sogar zum „Dichter des Thunersees“ zu bestimmen.

Es sollte anders kommen. Schon der obige Brief enthält Hinweise darauf, daß ihn der Dämon in seiner Brust auch hier nicht in Ruhe ließ. „Widrige Gefühle, die er sich selber schafft“ und Todesgedanken umwittern ihn. Dichterische Visionen erhitzen seine Phantasie, die, wie schon Goethe fand, an pathologische Veranlagung erinnert, und selbst der ihm freundlich gesinnte Wieland fand seine Gesellschaft auf der Insel „unheimlich“. Wenn es z. B. im erwähnten Briefe heißt, Kleist besteige während der Zeit, da Mädeli zur Predigt gehe, das Schreckhorn, um nachher gemeinsam mit ihr heimzukehren, so weiß man nicht recht, ob es sich um einen Witz, oder, wie Walter Muschg es bezeichnet, um eine Phantasmagorie (Vorspiegelung: Darstellung von Hirngespinnsten durch optische Vorrichtungen) handelt. Jedenfalls geht daraus hervor, daß nicht die Landschaft Kleist, sondern umgekehrt, Kleist die Landschaft bezauberte. Von Bauerwerden ist schon nicht mehr die Rede, dagegen von drei anderen Dingen: „Von einem Kind, einem schönen Gedicht und einer großen Tat“.

Neue literarische Pläne beherrschen sein Denken. Er erwägt ein Drama „Leopold von Oestreich“ (Sempach), geht dann aber an seinen „Robert Guiscard“, von dessen erstem Entwurf Wieland erklärte, er sei berufen, „eine Lücke in der deutschen Literatur auszufüllen, die Schiller und Goethe ausgelassen“ hätten. Mit diesem Werke gedachte Kleist, alles Bisherige zu überbieten und „Goethe den Dichterkranz von seiner Stirne zu reißen“.

Aber der Dichter verbrannte den „Guiscard“, weil er am Gelingen seines Planes zweifelte. Goethe, um dessen Anerkennung Kleist so leidenschaftlich gerungen hatte, und der den „Zerbrochenen Krug“ am Weimarer Theater zwar aufführen ließ, aber selber nicht hinging, schrieb ihm über sein dramatisches Schaffen auf die „Penthesilea“ beziehend: „Auch erlauben Sie mir, zu sagen, daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches erst kommen soll“. Auch der Guiscard hätte wohl diesem unsichtbaren Theater angehört.

Der ungefähr fünf Monate dauernde Aufenthalt Kleists am Thunersee war also wiederum ein Fehlschlag im Leben des Dichters. Sein Schicksal der ewigen Flucht vor sich selbst und des rastlosen

Jagens nach einem unerfüllbaren Ideal erinnert in mancher Beziehung an dasjenige Rousseaus, dem gleichermaßen gegeben war, an keiner Stätte zu ruhn. An innerer Maßlosigkeit ist eines der größten dramatischen Talente gescheitert. Stefan Zweig berichtet darüber:

„Nie hat vielleicht ein Dichter erbitterter, mit einem rasenden Einsatz seiner ganzen Existenz um sein Werk gerungen als Kleist in jenen Wochen der Ureinsamkeit auf der kleinen Insel am Thunersee. Denn dieser Guiscard ist mehr als bloß literarischer Spiegelschein inneren Wesens: hier in dieser titanischen Gestalt will er die ganze Tragödie seiner Existenz darstellen, das ungeheure Wollen des männlichen Geistes, indes der Körper geheim unterwühlt ist von Schwächen und Schwären.“

Tatsächlich warf ihn nach kurzer Zeit eine heimtückische Krankheit auf das Schmerzenslager, weshalb ihn im August 1802 die Schwester nach Deutschland zurückholte. Dort nahmen Kleists literarische Niederlagen ihren Fortgang, auch dann noch, als er mit „Prinz Friedrich von Homburg“ und „Die Hermannschlacht“ seine Kunst in den Dienst der preußischen Erhebung gegen Napoleon gestellt hatte. Es hatte zur Zeit der „Schillerhaussee“ daneben kein Kleist mehr Platz. Dergestalt von jeder Möglichkeit einer offiziellen Anerkennung ausgeschlossen, verzweifelte der Dichter an sich und seinem Werk und machte seinem Leben, erst 34 Jahre alt, am 21. November 1811 am Wannsee bei Potsdam ein gewaltsames Ende. Als zwei Jahre nachher Preußen die Völkerschlacht bei Leipzig erfolgreich mitbestanden hatte und von der napoleonischen Diktatur befreit war, feierte man Körner, während Kleist bereits vergessen war.

Erst in jüngerer Zeit, besonders bei Anlaß seines 150. Geburtstages, kam es zu einer Würdigung Kleists in größerem Umfange. Im Rahmen der Thuner Kunstgesellschaft sprach 1927 Kleists Biograph Walter Muschg die Festrede, die unter dem Titel „Kleist in Thun“ im Druck erschien. Muschg hob darin die symbolhafte Bedeutung der Aareinsel im Leben des Dichters hervor. „Die beiden Ufer der Welt liegen sich an einer solchen Stelle gegenüber: das Bekannte und das Unbekannte, das Wirkliche und das Überwirkliche, das Diesseits des bürgerlichen Friedens und das Jenseits des Geistes. Das schmale Wasser dazwischen ist die geheimnisvolle

Grenze, die zwischen beiden gezogen ist.“ — Kleist war der Mittler zwischen diesen beiden Küsten und trug, wie ein moderner Christophorus die Wenigen, die sich ihm anvertrauten, auf den Schultern seines visionären Geistes über die trügerische Fläche des Wassers von der Küste des Bekannten zu derjenigen des Unbekannten hinüber. Hier, in der entrückten Einsamkeit des Inseldaseins erlebte Kleist in Form einer Offenbarung „das Wunder seiner Tragödie“. Soweit Muschg.

In Thun hatte man 1802 wenig Notiz von Kleist genommen. Dieser soll ein Jahr später nochmals kurz dahin zurückgekehrt sein, um der Schwester den Ort seiner erschütternden dichterischen Erlebnisse zu zeigen und nochmals in das „Schaufenster“ dieser erhabenen Landschaft zu blicken, vielleicht auch, um da und dort ein bekanntes Gesicht zu grüßen. Es hieß aber nur, „der liebe junge Deutsche“ sei wieder da gewesen.

Vor kurzen Jahren ist nun auch das Kleisthäuschen selber abgetragen worden. Das wurde von vielen bedauert, weil man wähnte, das Häuschen sei aus der Kleistzeit unversehrt hinübergerettet worden. Wie aber steht es damit?

Auf meine diesbezüglichen Nachfragen hin teilte mir die frühere Besitzerin des Häuschens folgendes mit:

„Die Inselbesitzung wurde Mitte der vierziger Jahre von meinem Schwiegervater, Architekt Ad. von Graffenried, von einem Bäckermeister Eyen aus Bern käuflich erworben. Wie lange Letzterer in deren Besitze war und wem die Insel vorher gehörte (der Familie Lohner) weiß ich nicht. Bauliche wesentliche Veränderungen im Haus und dessen nächster Umgebung (Terrasse, Pavillon, etc.) wurden schon in den vierziger Jahren gemacht, in den siebziger Jahren ein Anbau nach Osten ausgeführt, so daß wohl von dem Bau aus dem Beginne des letzten Jahrhunderts wenig oder nichts mehr vorhanden ist. Auch der Garten wurde in den letzten fünfzig Jahren neu angelegt, und der leidige Kanal hat das übrige getan, um das Bild von ehemals gänzlich zu verwischen. Das Haus ist seit zwei Jahren unbewohnt und nicht unterhalten ...“

Bern, Junkerngasse 33, 7. 10. 1927.

Hochachtungsvoll

sig. C. von Graffenried-von Wattenwyl.

Vier Tage nachher sandte mir Frau von Graffenried noch folgenden Nachtrag:

„Ich bin im Besitze einer Gravüre gezeichnet von Lafon (Ende 18. Jahrh.), die das Kleisthaus wohl so darstellt, wie es vom Dichter wenige Jahre später bewohnt wurde. Es ist mir ferner eingefallen, daß die beiden Inseln vorher (also zwischen der Besitzerzeit Lohner und Eyen) einem gewissen Gatschet angehörten. Der angemauerte „Wirtshausschild“, genannt Kleisttafel, ist vor 35 bis 40 Jahren vom Verkehrsverein unter Anordnung von Wilhelm Hopf, Architekt, ausgeführt worden.“

Auf diesem Schild stand zu lesen: „In diesem Hause wohnte und dichtete Heinrich von Kleist 1802/3“. Man hat nun das Wort „Haus“ durch „Insel“ ersetzt. Wir sind indessen derselben Meinung wie Muschg, daß die Musik Othmar Schoecks zu Kleists „Penthesilea“ „mehr Ebenbürtigkeit besitzt als alle Denkmäler aus Papier und Stein, die diesem Dichter bisher errichtet worden sind“.

Wenn man abschließend einen Gesamtblick auf Kleists Werke wirft, so erhält man den Eindruck, daß die darin waltende Leidenschaft des Schwimmens gegen den Strom, der rücksichtslosen Subjektivität und der eigenwilligen Realistik der Darstellung immerhin in engerer Verwandtschaft stehen mit der heroischen Landschaft am Thunersee und seiner Bewohner als die klassische Ruhe und Abgeklärtheit des objektiven Goethe. Und wäre Kleist ein Maler gewesen, er hätte ohne Zweifel dieser Landschaft nicht die sanften Striche und zarten Farbtöne der Souvenirs malenden Kleinmeister jener Zeit, sondern die heroischen Konturen eines Hodler verliehen.

Volkskunst am Thunersee.

Kaum daß der Freudentanz um den Freiheitsbaum auf dem Thuner Rathausplatz im Frühjahr 1798 verrauscht war, begann auch schon der Widerstand gegen das politische Evangelium der französischen Revolution. Das Feldgeschrei des Eroberers: „Friede den Hütten, Krieg den Palästen“ hatte sich für uns als trügerisch erwiesen; denn es waren in der Praxis gerade die Hütten, welche den Preis für die „Befreiung“ zu bezahlen hatten. Zwar schmeichelte die Errichtung eines eigenen Kantons Oberland mit Thun als Hauptstadt dem Stolz der Seeanwohner, doch wogen der Ärger

über die erhobenen Kriegssteuern sowie die offen zur Schau getragene Einbildung der kollaborationistischen neuen Beamten bei den Bauern schwerer. Und dieser Ärger wurde von den stadtbernerischen Emigranten am See heimlich noch geschürt. Auch sickerte über den Brünig die Kunde durch, daß sich die Waldstätter der neuen Einheitsverfassung unter keinen Umständen zu fügen gedachten. Es kriselte daher überall bei den für Gleichschaltung unbegabten Oberländern. Das Experiment des helvetischen Einheitsstaates versagte nach kurzen Jahren. Die Reaktion erhob ihr Haupt, und in den Köpfen des entthronten städtischen Patriziates reifte schon der Plan der Wiederherstellung des Ancien Régime.

Für eine gänzliche Wiederherstellung war indessen das Landvolk nicht mehr zu haben. Dieses hatte immerhin erkannt, daß nicht ganz alles falsch gewesen war, was die neue Lehre Rousseaus (*Contrat social*) gebracht hatte. Auch war es nicht das Volk, das bei Neuenegg versagt hatte, sondern die Ratsherren, das System. Und sogar unter diesen Ratsherren selber gab es solche, wie z. B. Karl Viktor von Bonstetten, der schon lange vor der Katastrophe politische Reformen vorgeschlagen hatte. Angesichts der eindeutigen Niederlage der privilegierten Hauptstadt begann nun das verkürzte Landvolk seine Kraft zu spüren. Es witterte Morgenluft und ahnte, daß seine Stunde geschlagen hatte.

Das Landvolk bedurfte allerdings der Führung, einer bestimmten Zielsetzung, um aus dem bloß verschwommenen Kraftgefühl heraus zur Tat zu gelangen, und es brauchte vor allem die Wiedergewinnung des Selbstvertrauens nach dem soeben erlebten Hagelwetter, dessen Schrecken ihm noch in den Knochen lag. Zudem war dieses Landvolk teilweise auch schon von allerlei fremden Lasten angekränkt. Die Alten huldigten der leidigen Streit- und Prozessiersucht, die Söhne brachten aus den fremden Kriegsdiensten das Vornehmtun, das Faulenzen und Prahlen heim, und die Mädchen kokettierten gerne in üppigen Kleidern herum. Brutaler Eigennutz verpestete vielerorts das Gemeinschaftsleben im Dorfe.

Angesichts dieser Umstände konnte von einer Regeneration von heute auf morgen noch nicht die Rede sein. Diese vollzog sich im Gegenteil nur langsam. Sie empfing ihre Impulse aus drei verschiedenen Räumen des weitläufigen Kantons, nämlich zuerst aus dem

Oberland und später von Burgdorf und Hofwil. Die pädagogische Regeneration Fellenbergs wäre ohne die vorgängige politische der Brüder Schnell nicht durchführbar gewesen; beide aber hatten zur Voraussetzung die kulturelle des Berner Oberlandes. Für diese letztere bildete die Thunerseelandschaft das Sammelbecken. Gleich den Gewässern, die aus den oberländischen Tälern in den Thunersee münden, sammelten sich zu dieser Zeit daselbst die Kraftquellen zu einer neuen Bewegung, die viel zur Regeneration unseres Kantons beigetragen hat.

Es handelte sich zunächst um die Bewegung der bildenden Künste, die von den Kleinmeistern der Malerei, von der Schule Freudenbergers ausgegangen war, und auf die bereits hingewiesen wurde. Ihr geistiges Zentrum befand sich in Bern und hatte daselbst schon vor der Revolution zu einem qualitativ hochstehenden Kunstgewerbe und Kunstsalons geführt. Es waren stark zweckbetonte Institutionen und wollten nicht zuletzt auch dem Fremdenverkehr dienen, der Vertiefung des Alpensinns also, den das 18. Jahrhundert geweckt hatte. Die Stiche, Radierungen, Aquarelle, Gouaches, Aquatinten und Ölgemälde in Kleinformat, sowie auch die Panoramen und Karten, die in Menge hergestellt wurden, bildeten die nachträgliche Illustration zu der vorausgegangenen Alpenliteratur. Als Souvenirs gelangten sie durch Vermittlung der Schweizerreisenden in viele Länder Europas und warben daselbst auf vornehme Weise für unser Land. Die Motive dieser Souvenirs, soweit sie den Thunersee betrafen, sind jedermann bekannt: Es sind die Ansichten von Thun, Schadau, Chartreuse, Oberhofen, Spiez, Wimmis, Kanderdurchstich, Beatushöhlen, der See mit Blick ins Hochgebirge. Sie zeichnen sich alle durch eine gleichmäßige idyllisch-romantische Formgebung aus. Im Vordergrund dieser hübschen Bildchen wickelt sich gewöhnlich eine Hirten-, Winzer- oder Schäferszene ab. Die Landleute erscheinen in ihren Sonntagstrachten und spiegeln das Leben arkadischer Glückseligkeit vor. Es ist eine Idealisierung des Volkslebens im Sinne Albrecht Hallers und Rousseaus. Damit wurden zwei Dinge erreicht: Erstens bei den Ausländern und der einheimischen Stadtbevölkerung der Wunsch erweckt, dieses Arkadien kennen zu lernen, und zweitens dem Hirtenvolk die Wichtigkeit seiner Existenz unterstrichen. Damit war einer der praktischen

Wege beschritten, um diesem Landvolke das Selbstvertrauen wiederzugeben und es für die Regeneration reif zu machen.

Der Mann, dem das Verdienst zukommt, diese künstlerische Bewegung am Thunersee besonders kräftig gefördert zu haben, war der Maler *F. N. König* (1765—1832), der 1798 mit andern Stadtbauern ins Oberland geflüchtet war. Er ließ sich in Unterseen nieder. Ihm verdanken wir zahlreiche entzückende Genrebilder aus dem oberländischen Volksleben.

Diese Entwicklung der volkstümlichen bildenden Kunst griff dann auch auf die Literatur über. Und es war vor allem der Sigriswiler Pfarrvikar *G. J. Kuhn* (1775—1849), der hier bahnbrechend wirkte.

Kuhn war gleichzeitig mit König ins Oberland gekommen, nachdem er seine Hauslehrerstelle im Schlosse Trachselwald infolge der Vertreibung des dortigen Landvogts hat aufgeben müssen. Der Ärger über die Franzosen zog ihm das Gallenfieber zu, und der Franzosenhaß diktierte ihm das erste Gedicht in die Feder („Bueb, mir wei uf ds Bergli trybe“). Eine Reihe weiterer politischer Lieder folgte, teilweise aus derselben Quelle schöpfend. Andere dagegen waren Klagelieder auf die gestürzten Berner Aristokraten, deren Regime er wieder herbeiwünschte. Aber es sind nicht die politischen Lieder, die ihm dauernde Verehrung einbrachten, sondern die dem bäuerlichen Volksleben gewidmeten Gedichte. Er schreibt:

„Mit reger Phantasie begabt und von Kind auf lebhafter Freund der Natur und ihrer Schönheiten, war es wohl kein Wunder, wenn ich in den herrlichen Gegenden am Thunersee, die ich eben im Augenblicke der lebendigsten Jugendkraft (Kuhn war damals 24 Jahre alt) bewohnte, zu poetischen Versuchen geweckt wurde und eine *ideale* Welt mir schuf, die mit magischem Farbenglanz die Reize der umgebenden Wirklichkeit noch unendlich erhöhte.“

Diese „ideale Welt“, die sich Kuhn am Thunersee aufbaute, ist indessen, so paradox es klingen mag, in Wirklichkeit eine durchaus reale Welt gewesen. Hört, was er selber darüber berichtet: „Ich dachte mich in mancherley Lagen des Landvolkes hinein und sang, was ich glaubte, daß für dieses Volk in diesen Lagen passend

wäre, und was das Volk etwa singen würde, wenn es seine Lieder selbst verfertigte. Auf diese und nicht auf andere Weise entstanden meine Liebes-, Hochzeits- und Wiegenlieder . . .“. Wie „real“ Kuhn dichten konnte, zeigt beispielsweise das Kilterlied („Hoscho Eisi, la my ine“) wegen dem er in theologischen Kreisen so arg angefochten wurde, daß er sich später dazu gedrängt sah, über das Lied öffentlich sein Bedauern auszusprechen.

Auch schon die Wahl der Mundart entsprang dieser Tendenz zu ungeschminkter Wirklichkeit. Und das war für die damalige Zeit ein Wagnis. Wohl existierten schon lange Mundartlieder, wie z. B. „Es het e Buur es Töchterli“, „Bin alben e wärti Tächter gsi“, „’s isch äben e Möntsch uf Ärde“ u. a., die im Volke nebenaus gesungen wurden; aber diese Lieder galten in den literarischen Kreisen des 18. Jahrhunderts noch nichts. Weder das Volk selber, noch viel weniger seine Sprache waren damals „literaturfähig“. Und Lavaters „Schweizerlieder“ (1767), welche extra fürs Volk geschrieben waren, wurden vom Volk als „Kunstlieder“ abgelehnt. Kuhn darf daher das Verdienst in Anspruch nehmen, die Mundart literaturfähig gemacht zu haben. Das „Bueb, mir wei uf ds Bergli trybe“ traf gleich ins Schwarze und bestärkte den Verfasser in der Ansicht, daß er sich auf dem rechten Wege befand. Er äußert sich darüber wie folgt: „Es gelang über meine Erwartung sowohl im Texte als in der Musik, wie mir die Rührung des Volkes bewies, das oft mit Thränen das wehmütige „O je!“ am Ende jeder Strophe anhörte. Hieraus sah ich, daß durch solche Lieder in der eigenen Landessprache dem Volke wohlthätig beyzukommen sey“. . . . „Ich glaubte demnach kein unverdienstliches Werk zu tun, wenn ich des Volksgesanges mich annähme und versuchte, Lieder, die ganz im Tone des Volkes und für dasselbe gedichtet wären, nach und nach demselben in die Hände zu bringen, und dadurch manches abgeschmackte, elende oder gar sittenlose Lied zu verdrängen“.

Als „ideale Welt“, von der Kuhn sprach, kann demnach lediglich die tendenziöse Nebenabsicht gelten, das Volk nicht nur zu unterhalten, sondern gleichzeitig auch zu erziehen und den importierten Schund in Form von Gassenhauern zu bekämpfen. Das ist ihm denn auch bis zu einem gewissen Grade gelungen. An den Unspunner Hirtenfesten der Jahre 1805 und 1808 wurden Kuhns Mundartlieder als

Flugblätter herumgeboten und gesungen, und von dort aus drangen sie mit bemerkenswerter Schnelligkeit unter das ganze Volk, so daß nach kurzer Zeit Lieder wie: Der Gemsjäger; Ach, wie churzen üsi Tage; Blüemli my; Der Kilter; Der Ustig wott cho; Uf de Berge isch guet lebe; Juheh, der Geißbueb bin-i ja!; Herz wohi zieht es di? etc. überall im Volke gesungen wurden, meist ohne vom Namen des Dichters Notiz zu nehmen, d. h. sie waren bereits Volkslieder geworden. Und später, als man sich Kuhns wieder erinnerte, schrieb man ihm auch solche Lieder zu, wie z. B. das „Luegit, vo Bärg u Thal“, die gar nicht von ihm stammten, sondern von J. A. Henne, einem St. Gallischen Lehrer in Hofwil. Zu dieser raschen Popularität verhalf den Kuhn'schen Liedern allerdings nicht nur der Text, sondern ebenso sehr die Melodie, ja oft die Melodie in erster Linie; denn es war ein Glücksfall zu nennen, daß Kuhn, da wo er nicht selber eine treffliche Volksmelodie erfand, in seinem Freunde Ferdinand Huber, dem St. Galler Musiklehrer von Hofwil einen kongenialen Vertoner zur Seite hatte. Es ist bekannt genug, daß wohl eine gute Melodie einen minderen Text retten kann, aber kein guter Text eine schlechte Melodie.

Die Diskussion über die Mundarten war ins Rollen gekommen. A. W. Schlegel, der in der Suite der Frau von Staël am Hirtenfest von Unspunnen teilnahm und damit eine Reise in verschiedene Alpentäler verband, erklärte in den „Alpenrosen“ (1812), also kurz vor der deutschen Befreiung vom Joche Napoleons: „Die Schweiz ist ein stehen gebliebenes Bruchstück des alten Deutschland, ein Spiegel dessen, was wir waren und seyn sollten“. Und zu den Mundarten übergehend, schrieb er, diese seien „übel verrufen“, „Rauhigkeit der Aussprache und verstärkte Kehllaute“ gäben einem auf die Nerven. Dagegen sei unbedingt anzuerkennen, daß die Mundarten die Schriftsprache davor bewahrten, zur „abgenutzten Redensart“ zu werden. „In den hohen Bergländern“, so fährt Schlegel fort, „glaubt man oft, die Minnesänger reden zu hören. Die Anhänglichkeit an das Alte hat sich hier, wie in den Sitten überhaupt, so in der Sprache bewiesen. — Unter den Hirtengegenden schien mir das Deutsch im Bernischen Oberlande, und namentlich im Hasli, besonders vernehmlich und angenehm“.

Die Volkslieder selber, die echten Volkslieder, zu denen diejenigen Kuhns zu rechnen sind, haben indessen nichts mit jenem akademischen Pathos zu tun, mit dem die romantische Sprachwissenschaft sie gerne verbrämte, nichts mit Naturschwärmerei und sentimentaler Kulturverneinung. „Wer selber in der Natur lebt und von der Natur lebt, wie der Bauer, sehnt sich nicht nach ihr; er hat sie. Er berauscht sich nicht an schwindelnden Abstürzen und donnernenden Wasserfällen, schweift nicht ins zauberische Blau der verschwimmenden Ferne. Er haftet an der Schönheit der Nähe, an den Blumen, am schattigen Laub der Linde, am murmelnden Bächlein, am kühlenden Walde, am wogenden Kornfeld, an den munteren Vögelein. Kommt er ins Sinnen, so denkt er an den Nutzen dieser schönen Dinge, oder an Gott, der sie geschaffen, oder an seinen Schatz“ (O. von Greyerz).

Und Kuhn bemerkte in seinem Vorwort zu den Volksliedern ausdrücklich: „Es darf darin kein Mann aus den höhern gebildeten Ständen, kein eleganter Stutzer aus der Stadt, kein Mädchen sanft wie Mondschein und süß wie Nachtigallengesang auftreten“.

Wenn dergestalt der Stoff der Volkskunst nach der damaligen Auffassung ausschließlich beim Landvolk zu suchen war, die Dichter jedoch meist der gebildeten städtischen Bevölkerung angehörten, so verlangte das von diesen allerdings ein eingehendes Studium der bäuerlichen Verhältnisse sowie der Mundart. Dieses Studium wurde denn auch von Vielen mit großer Ausdauer und Gründlichkeit betrieben. Kuhn schrieb z. B. eine ökonomisch topographische Studie über seine Pfarrgemeinde Sigriswil, die von einer erstaunlichen Fähigkeit der Einfühlung in den Stoff, aber auch der objektiven Kritik zeugt, denn er war bestrebt überall erziehend einzugreifen, so auch in ökonomischen Dingen, indem er energisch auf Mängel in der Alp- und Forstwirtschaft und Rebbau hinwies. Hier stieß er allerdings auf taube Ohren, denn die Tradition war stärker als seine Aufklärung, und dichterische Verherrlichung des Hirten­tums war angenehmer anzuhören als Kritik, dazu noch von einem Nichtfachmann!

Es wäre indessen, trotz Kuhns ausdrücklicher Versicherung, falsch, zu glauben, daß seine Kunst einzig nur auf Tendenz gegründet sei. Und wenn er erklärt, man mache sich vergebliche Mühe, den

Ursprung seiner Gedichte in der Geschichte seines eigenen Lebens zu suchen, so stimmt das durchaus nicht ganz. Es gibt Kuhnlieder, die unzweifelhaft auf höchst persönliche Erlebnisse zurückzuführen sind, wie z. B. das „Blüemeli“. Dieses Blüemeli war nämlich die Pfarrerstochter Charlotte Masse in Reichenbach bei Frutigen, die im Augenblicke von Kuhns Bekanntschaft bereits verlobt und ihm daher nicht beschieden war. In seinen „Fragmenten für meine Kinder“ steht der Satz: „Ego te semper amavi“ (Ich habe dich immer geliebt), den er in weißen Haaren noch dem Gedenken an das Blüemeli von Reichenbach widmete. Heute dürfen wir sagen, glücklicherweise war sie ihm nicht beschieden, sonst wäre das schöne und wohl bekannteste Kuhnlied nicht geschrieben worden. Leider ist die von Kuhn stammende Melodie dazu fast ganz vergessen und durch eine langweilig-sentimentale Volksmelodie ersetzt worden.

Kuhn hat die erste Strophe des Blüemeli dem Volksmund entnommen, leicht verändert und dann nur die übrigen eigens erfunden. Ein Vorgang, den wir übrigens selbst bei Goethe antreffen, der z. B. sein „Sah ein Knab ein Röslein stehn“ ebenfalls auf ein bereits vorhandenes Volkslied aufbaute. Und auch sein „Röslein rot“ war eine Pfarrerstochter, nämlich Friedericke Brion von Sesenheim.

Am meisten Lokalkolorit enthalten die Lieder von der Alpbefahrt („Ach, wie churze“), wo man lebhaft an den Käseteilet im Justistal erinnert wird, ferner „Michel Brand“, eine Ballade nach einer alten Sage im Gwatt und „Die Entstehung der Alpenrose“, das eigentliche Sigriswiler Lied, das viel dazu beigetragen hat, daß die Sigriswiler sich des Dichters 1925 bei Anlaß seines 150. Geburtstages erinnern. Sie haben ihm beim Eingang in die Kirche eine Gedenktafel anbringen lassen. Die von Hermann Hubacher geschaffene Allegorie stellt fünf musizierende Kinder dar, die das Volkslied versinnbildlichen sollen. „Es trurigs Stückli will i zelle“: Nämlich vom Absturz eines Jünglings, der seiner Geliebten Flühlblumen von der Spitzen Fluh am Sigriswilergrat hat holen wollen. Aus dem für treue Liebe vergossenen Blute sprießt die Alpenrose. Es handelt sich nach Kuhns ausdrücklicher Erklärung bei dem Gedichte um eine freie Erfindung. Trotzdem wird das Lied vom Volke als Sage aufgefaßt und von vielen sogar als Geschichte.

So ist um 1800 herum der Thunersee zur Wiege der schönsten bernischen Volkslieder geworden. Für ihre rasche Ausbreitung sorgten verschiedene glückhafte Umstände, vor allem die von Altschultheiß von Mülinen angeregten und von Sigmund Wagner und Maler König organisierten Hirtenfeste in Unspunnen. Diese führten die neu erwachte Volkspoesie in eine literarische Bewegung über, welche am erfolgreichsten von Professor *J. R. Wyß, dem Jüngeren* (dem Verfasser unserer Nationalhymne) gefördert worden ist. Er rief, zusammen mit Kuhn, Meisner u. a. im Jahre 1811 das Organ dieser Bewegung ins Leben, „*Die Alpenrosen*“, ein Schweizer Almanach, der in bewußte Konkurrenz zu den im Auslande erschienenen und in unserem Lande kolportierten Almanache trat. Die kleinen, gediegenen und mit Kupfern von König, Lory u. a. reich illustrierten Bändchen brachten neben Reiseschilderungen, Sagen, Legenden und naturwissenschaftlichen Merkwürdigkeiten auch Mundartgedichte und am Schlusse jeweilen eine Würdigung der zeitgenössischen literarischen Produktion. Im Vorworte zum 1. Bändchen liest man über den Zweck: „Man sehe das Büchlein kommen wie ein Hirtenmädchen aus den Bergen. — Das Vaterland soll in unserm Almanach recht eine gewaltige Rolle spielen. — Wir haben uns vorgenommen, alles was wir geben auf die Schweiz zu beziehen. — Unsre Gehülften sind vorzugsweise Schweizer.“

„*Die Alpenrosen*“ bedeuteten eine literarische Tat inmitten jener geschichtlichen Epoche, die man gerne etwas verächtlich als die der Reaktion (Restauration) bezeichnet, eine Zeit der Ohnmacht und kulturellen Öde also, auf deren Boden nichts Rechtes gedeihen konnte. Die schmucken Bändchen aber reden eine ganz andere Sprache. Sie wurde aber von Vielen nicht verstanden oder überhört, nicht aber von Kennern, wie z. B. Gottfried Keller, der sich folgendermaßen über sie äußerte:

„Wenn wir nur eine Anzahl Jahrgänge der „*Alpenrosen*“ durchblättern, so erinnern uns die Namen der Salis, Usteri, Hegner, Heß, Appenzeller, der beiden Wyß, Kuhn etc. wohl daran, daß keineswegs eine öde Wüste vorhanden war. — Übrigens war stofflich alles, was man jetzt wieder neu entdeckt, merkwürdigerweise schon vorhanden: Die Freude am Gebirge, Volksgebräuche und Feste, Dialektsachen, Landes-sagen usw.“

Und die moderne Heimatschutzbewegung, die im Jahre 1905 das Licht der Welt erblickte, konnte auf einen durchaus ebenbürtigen Ahnen zurückschauen und dessen angefangenes Werk einfach fortsetzen.

Wyß ließ es aber bei den Alpenrosen nicht bewenden. Er sammelte das literarische Volksgut überall, wo es zu finden war und publizierte es in mehreren eigenen Bänden, worunter besonders die zwei vom Jahre 1816/17, betitelt „Reise ins Berner Oberland“, wahre Fundgruben der Volkspoesie und Volkskunde darstellen.

So konnte dann die oberländische Volkskunstbewegung als ein ansehnliches und munteres Kulturbächlein den pädagogischen und politischen Zentren von Hofwil und Burgdorf zustreben, um in den dreißiger Jahren alsdann Gotthelf eine großartige literarische Synthese der drei Bewegungen zu ermöglichen.

Und das Resultat war, daß man fortan unter Bern nicht mehr, wie ehemals, nur die Stadt verstand, sondern den Kanton, die Landschaft also mit dem bauerlichen Menschen darin. Der große Rollentausch zwischen der Stadt und der Landschaft war vollzogen. Bern war ein Volksstaat geworden.

Romantiker.

„Romantisch“ ist ein abgeschliffenes Wort geworden. Aus dem Munde enthusiastischer Jünglinge und verliebter Jungfrauen läßt man sich's noch notdürftig gefallen, dagegen muß sich ein ausgewachsener Mensch davor in acht nehmen. Einst aber bezeichnete man damit eine Bewegung, der alle Äußerungen des geistigen Lebens mehr oder weniger zu dienen bestrebt waren. Sie begann in Deutschland gegen das Ende des 18. Jahrhunderts und erreichte daselbst in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Es gibt keine eindeutige Definition dafür. Ganz allgemein kann darüber nur gesagt werden, daß die französische Revolution und die damit im Zusammenhang stehenden politischen und kulturellen Umwälzungen in der europäischen Menschheit eine *neue Gefühlslage* und eine *neue Einschätzung der Lebenswerte* verursachten. In bezug auf die neue Gefühlslage spielte das wiedererwachte

Bedürfnis nach religiöser Orientierung eine bedeutende Rolle, nachdem die Religion der Vernunft abgewirtschaftet hatte. Die Neu-einschätzung der Lebenswerte verlangte nach einem anderen philosophischen Fixpunkt und fand ihn bei Fichte, Schelling und Hegel, d. h. in einem gottgewollten absoluten Sinn der Schöpfung, nachdem die Relativität des Kant'schen Weltbildes eine pessimistische Unsicherheit hervorgerufen hatte. Man machte sich daher ans Werk um die verachtete historische Vergangenheit wieder zu Ehren zu ziehen (Beginn der Geschichtswissenschaft) und das Bild der Natur und des Menschen von Grund auf neu zu erfassen (Naturwissenschaften). Novalis formulierte folgendermaßen: „Romantisieren heißt, dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein geben.“

Die Schweiz machte die Romantik nur lässig mit. Der trockene Wirklichkeitssinn ihrer Bewohner hat sie — glücklicherweise — von jeher vor extremen Experimenten geschützt. Es ist daher bezeichnend, wenn die Herausgeber der „Alpenrosen“ im Vorwort vorsichtig erklären: „Wir haben vor, in heiteren Erzählungen ein romantisches Blümchen auf unseren Boden zu verpflanzen.“ — „Verpflanzen!“ — Sie deuten damit an, daß es Importware ist und nicht Eigengewächs. Und wenn in den „Alpenrosen“ gelegentlich von „Kunstgesprächen in der Sennhütte“ die Rede ist, so bemerkt man den Schalk zwischen den Zeilen durchblicken. Ebenso bei der Würdigung des englischen Romantikers Byron, der das Berner Oberland zum Schauplatz seines „Manfred“ gemacht und erklärt hatte: „Ich habe eine der schönsten Landschaften der Welt gesehen“. Wyß schrieb in den „Alpenrosen“ 1819: „Auch in der Schweiz sind Byrons Dichtungen zu vorteilhaftestem Rufe gekommen. Man findet die Szenen von zwei derselben, dem Prisoner of Chillon und Manfred auf Schweizerboden verlegt und das Erhabene der Schweizer-natur *scheint* in dem starken, fast *krampfhaft* *erregten* Geiste des Lords einen aufrichtigen Bewunderer, einen wahrhaft begeisterten Sänger sich erweckt zu haben“.

Immerhin sind dem älteren Wyß (Vater des Genannten) gelegentlich auch romantische Verse, wie diese, in die Feder geflossen:

An des Thunersees prächtigen Gestaden
 Wo des Nußbaums Majestät
 Stolz, doch freundlich winkend, ihre Stirn erhöht,
 Und den Arm zum Schutze der Najaden
 Über Fluten wölbet; wo Gebirge baden
 Und das Veilchen in der Sonne steht;
 An den Ufern naher Zwillingsseen
 Wo sich die Natur zum Sieg der Schönheit schmückt,
 Und in grauer Urwelt bleibenden Trophäen
 Wie im jungen Frühlingsgras entzückt,
 O! da ward ich oft der Seele Finsternissen
 Durch der Schönheit Wunder liebevoll entrissen,
 Und zu Lethes Frieden hingerückt.

(„Alpenrosen“ 1811)

Man spürt: Selber mit einem Bein noch in der Klassik steckend, tastet Wyß mit dem andern nach festem Grund auf dem Pfade der Romantik. Seine Ansicht über die Kunst faßte er (nach der Weimarer Mode der Zeit) in einem antiken Versmaß, einem Distichon zusammen:

Liebe die Kunst; die Natur verehere, die Mutter der Künste!
 Ohne die Mutter wirst du nie mit der Tochter vermählt!

(„Alpenrosen“ 1822)

Und der jüngere Wyß erzählt in den „Alpenrosen“ (1827) die amüsant romantische Geschichte vom „Bösen Rath“, dem ein Thunersee-Segler die Verlobung mit seiner Geliebten verdankt. So heißt nämlich die einsame Bucht hinter der oberhalb Merligen weit in den See hinausragenden „Nase“. Dort konnte sich der Werbende bei Anlaß einer Notlandung vor seiner Angebeteten und mehr noch vor deren Cerberus, einer alten Tante, als Held aufspielen. Indem er zuerst diesen Cerberus rettete, fiel ihm der Sieg des Herzens als reife Frucht von selbst in die Hände.

Mehr noch als der Text huldigt allerdings das dazu gehörende Kupfer von Lory père dem Stil der Romantik.

Auch Kuhn verlegt den Schauplatz einer Liebesgeschichte („Das Geheimnis“, Alpenrosen 1816) in die Nähe des „Bösen Rath“, nämlich in die Beatushöhlen, doch ist es diesmal nicht ein Gewitter, sondern eine jäh aus der Finsternis der Höhle hervorbrechende

Fledermaus, welche dem Jüngling die Braut in die Arme treibt. Während jedoch Wyßens Erzählung reine Erfindung ist, enthält diejenige Kuhns verschiedene autobiographische Züge. *Ichbetonte* Robinsoniaden spielen in der Romantik eine große Rolle; sie tun es gelegentlich auch in Kuhns Schriften aus seiner Sigriswiler Zeit, so z. B. in der entzückenden Schilderung einer Einzelgängerei nach dem Sigriswilergrat, Schafloch und Justistal in den „Alpenrosen“ 1815.

Auch der berühmte Verfasser der „Trois mousquetaires“ und des „Comte de Monte Christo“, *Alexandre Dumas père* (1803—1870) berichtet uns in seinen 1833 erschienenen Reiseerinnerungen von einer Notlandung am Bösen Rath. Die Vorzeichen des Gewitters las er aus den Wolkenschiebungen am Niesen ab, der sich zunächst mit einer „Allongeperücke aus der Zeit Ludwigs XIV.“ versah, dann ein weißes „Halstuch um Brust und Schultern“ legte. Hierauf erfolgte ein unerwarteter Windstoß, der sich vom Kopfe eines Reisenden einen Hut holte. Dumas bewunderte die unerschütterliche Ruhe des Steuermanns, der auf die bangen Fragen der Reisenden immer nur die stereotype Antwort gab: „Schon bemerkt; solche Fälle sind vorgesehen“. Als er sich jedoch beim Bösen Rath mit der Frage an den Dichter wandte: „Können Sie schwimmen?“ da schickte sich Dumas einfach an, den Rock auszuziehen, während der Steuermann inzwischen die Notlandung glatt durchführte.

Der am Bösen Rath oft unerwartet rasch einsetzende Wind- und Wetterumschlag beruht auf der daselbst beginnenden Richtungsänderung des See-Tales in scharfer Wendung nach Osten. „Twärwind“ (Querwind) nennt das Volk den Bösewicht. Er wird gelegentlich auch bei Spiez von den Seglern unangenehm empfunden, wenn sie sich aus der schützenden Bucht auf den offenen See hinausbegeben.

Nach einer alten Sage („Alpenrosen“ 1820) ist diesem Twärwind eine Hochzeitsgesellschaft aus den Familien Bubenberg und Strättligen zum Opfer gefallen. An dem steil in den See abfallenden Spiezberg soll zu ihrem Andenken eine Inschrift angebracht worden sein. Man glaubt heute noch, die Stelle derselben zu erkennen. Einen unbekannten Verfasser (Wyß?) veranlaßte sie zu einem Gedicht, betitelt „*Die Hochzeit von Spiez*“, worin u. a. zu lesen ist:

Wo sich der Stein erhebt, da steigt am Felsgestade
Mit blühndem Schmuck ein Rosenstrauch empor.
In heller Mondesnacht, wenn sich zum stillen Bade
Der Sterne goldner Glanz die klare Fluth erkor,
Da tönt dem Schiffer oft auf mitternächt'gem Pfade
Mit leisem Silberlaut ein zarter Geisterchor;
Und friedlich siehet er mildleuchtende Gestalten
In lieblich holdem Reiz an stillem Ufer walten.

Der deutsche Romantiker *Gustav Schwab* (1792—1850), der unter Führung von J. R. Wyß d. J. eine Thunerseefahrt unternahm und von diesem auf die Volkssage aufmerksam gemacht wurde, veröffentlichte nachher in seinem Werke „Die Schweiz in ihren Ritterburgen“ (1828—1839) ein Gedicht „Denkmal am Thunersee“, woraus nachstehende Strophen angeführt seien:

Treuer Eltern Hände mauern
In das Ufer einen Stein,
Graben unter Tränenschauern
Vier geliebte Namen ein.

Und der graue Stein erzittert
Seit Jahrhunderten vom Stoß,
Und mit Namen, die verwittert,
Hängt er in der Wasser Schoß.

Endlich soll auch noch erwähnt werden, daß der dänische Dichter *Jens Baggesen* (1764—1826), dessen Namen wir in den „Alpenrosen“ so oft antreffen, die Bekanntschaft mit seiner späteren Frau, der Enkelin des großen Haller, welche er „die lieblichste aller Alpenblumen“ nannte, auch einem Unwetter auf dem Thunersee (1789) verdankte, indem er sich während der Panik auf dem Schiffe dieser Alpenblume liebend annahm.

Diese Häufung von Verlobungen auf dem Thunersee oder an dessen Ufern darf uns trockene Zeitgenossen einer höchst unromantischen Gegenwart an der Aufrichtigkeit jener phantasiereichen Romantiker nicht zweifeln lassen. Denn diese gingen auf Reisen, um zu erleben und Motive für ihre Dichtungen einzubringen. Ob die Verlobungen auch ohne den Twärwind zustande gekommen wären, entzieht sich unserer Kenntnis. Jedenfalls lag es in ihrer Gefühls- und Denkrichtung, auch eine Verlobung mit dem Außerordentlichen in Zusammenhang zu bringen. Und einen schöneren

Rahmen dazu als den Thunersee, läßt sich nicht so schnell erfinden, obwohl Kuhn der Meinung war, es fehle ihm nur noch eine Insel, um das Bild eines irdischen Paradieses vollständig zu machen. Er dachte dabei an die Rousseauinsel auf dem Bielersee und wohl auch ein wenig an den berühmten Romantiker, der dort sechs Wochen lang glücklich gelebt hatte.

Gotthelf und der Thunersee.

Es ist auffallend, wie eng begrenzt, geographisch gesprochen, das Gebiet ist, auf dem die Schauplätze der Gotthelf'schen Romane eng beieinander liegen. Und für seine Helden bedeuten die Kantone außer Bern, ja in gewissem Sinne auch schon der Berner Jura und das Oberland soviel wie „Ausland“. Sie sind, so gut wie der Dichter selber, nur selten über die Grenzen des Emmentals hinausgekommen. Als im Jahre 1859 die erste Eisenbahn das Oberland erreichte, war Gotthelf schon tot. Zwar hat er das Oberland mit eigenen Augen gesehen, doch schrieb er 1844 an seinen Freund Fetscherin: „Adrian von Bubenberg hatte ich schon lange im Auge als den herrlichsten Stoff zu einem historischen Roman, ein Stoff, wie Walter Scott ihn nicht hatte, aber mir fehlt dazu der nötige Boden, die Detailkenntnis der Schauplätze (Spiez und der Thunersee!); wenn ich die hätte, ich wollte daraus einen Roman machen, wie kein Schweizer noch einen gemacht hat“. Hugo Marti bemerkt in seiner Tavel-Biographie dazu: „Ob wohl Tavel, während er den „Ring i der Chetti“ schrieb, an diesen Brief dachte?“

Es ist sehr zu bedauern, daß Gotthelf diesen Roman nicht geschrieben hat! Wie gewaltig ihn die Landschaft am Thunersee, ein wichtiger Schauplatz des Bubenbergischen Schicksals, beeindruckte, geht aus einer Stelle hervor, die wir in „Jakobs des Handwerkes-
gesellen Wanderungen durch die Schweiz“ (1847) im 22. Kapitel nachlesen können:

„Jakob wanderte das Siebental mit den schönen, reichen Dörfern hinunter, ließ sich dann rechts hinüber nach der neuen Straße weisen, welche längs dem Thunersee ins eigentliche Oberland führt. Als er zu seinen Füßen den schönen See liegen sah, ringsum das großartige Gelände, die reichen Dörfer, die schönen Schlösser, die herrlichen Nußbäume, und rechts oben die schneeigten, eigentlichen Schweizerburgen, die

Schneeberge, auf welchen der Himmel zu ruhen schien, da stand er lange still, der Atem stockte ihm, es kam ihn fast wie Beten an, so lieblich und so gewaltig hatte er noch nichts gesehen. Er dachte bei sich, wunderbar sei es in alle Wege, wie sich hier nur alles so habe gestalten können, so lieblich und so gewaltig! Dem See entlang läuft die Straße, wie kein Kaiser der Welt mit all seinem Gelde sie erkaufen, mit all seiner Macht erzwingen könnte, und hätte er Haufen Geldes so groß wie die Schweizerberge, und hätte er Garderegimenter so viele, als Kühe auf den Schweizerbergen zur Weide gehen und noch gehen werden, so lange die Berge stehn und ihre Seiten grünen.“

Jakob kam vom westschweizerischen Weinlande her und fand trotz aller dortigen Vorzüge: „Schöner und größer ist es doch im Hirtenlande!“

Nachdem er dann von Lauterbrunnen, Grindelwald und Meiringen an den Thunersee zurückgekehrt war, fand Jakob die mäßige Wirkung des Sees als eine Wohltat: „Vier wilde Gesellen brechen ins Meiringertal, vertoben ihre erste Kraft, lernen im Brienersee Manieren, aber nicht hinlänglich, müssen im Thunersee sich neu mäßigen, bis sie ordentlich unter die Leute dürfen“.

Köstlich ist, was Gotthelf über die Bevölkerung des Oberlandes aussagt. Die Waadtländer seien die geborenen „Brotfresser“, die Oberländer dagegen hielten sich an alles, was von der Kuh komme. Sie essen nicht, wie die Unterländer, soviel Kartoffeln, daß sie ihnen „zur Haut ausgucken“. Deswegen seien sie auch nicht so dumm und wie mit „Blei und Lehm ausgestopft, sondern ein heiter, gescheit Völklein und balbieren über den Löffel zehnmal so einen dicken Erdäpfelbauch, ehe er es einmal merkt“. Und es ist ein Oberländer Mädchen, das Eiseli, welches dem flatterhaften Jakob eine andere, bessere Meinung über das weibliche Geschlecht beibringt.

Der „Jakob“ gehörte seinerzeit zu den gelesensten Büchern Gotthelfs, während er heute wenig Beachtung mehr findet. Das rührt wohl davon her, daß die Romanfigur des Jakob unter der Fülle des landschaftlichen und gesellschaftlichen Szenenwechsels, sowie der zahlreichen geschichtlichen, volkskundlichen und sozialpolitischen Exkurse beinahe erdrückt wird. Für den Freund heimatkundlicher Betrachtungen stellt „Jakob“ immer noch eine wahre Fundgrube dar.

Gotthelfs Betrachtungsweise hat den Bereich der Romantik gänzlich verlassen. Sie bringt die Poesie mit der Wirklichkeit in Einklang und bildet den Helden im Kampfe mit dieser Wirklichkeit. Mit Gotthelf sind wir in eine neue literarische Epoche hinein versetzt worden.

Zwei Kreise heiterer Geselligkeit.

Nach 1848 trat unser Land in eine Epoche wirtschaftlicher Prosperität ein. Es war die Gründerzeit industrieller Unternehmungen. Ein dichtes Netz von Eisenbahnen spannte sich in kürzester Frist über unser Land, und Fabriken wuchsen wie Pilze aus dem Boden. Es wurde viel Geld verdient und folglich auch viel ausgegeben. Das Bedürfnis nach heiterem Lebensgenusse steigerte sich und führte zu zahlreichen neuen Vereinsgründungen. Das eidgenössische Festleben entwickelte sich rasch zu einem sprichwörtlichen Merkmal unseres Volkstums. Während es anfänglich noch von patriotischem Geiste getragen war, verflachte es später zusehends und mündete schließlich in eine Festseuche aus.

Die Industrialisierung unseres Landes brachte auch dem Landschaftsbild des Thunersees wesentliche Veränderungen. Das mittelalterliche Kleid des Städtchens Thun mußte, als zu eng geworden, gewechselt und dem neuen Verkehr und der Industrie angepaßt werden. Der von Steffisburg bis Merligen und Spiez reichende Kranz des Rebgeländes verschwand allmählich, da die einheimischen Weinsorten vor den fremden, die von den Eisenbahnen zu billigen Preisen hergebracht wurden, kapitulieren mußten. Damit verschwanden auch die fröhlichen Winzerfeste von Oberhofen und Spiez.

Aber noch war es nicht so weit, als der aus italienischen Söldnerdiensten heimkehrende Dichter *J. C. Ott* (1818—1878) in Bern das literarische Kränzchen „Chuzen“ gründete und in diesem Kreis seine heiteren Mundartgedichte vorlas. Unter seinen Zuhörern befanden sich u. a. der Thuner Redaktor Samuel Liechti, der Simmentaler J. J. Romang, der Berner Redaktor Abraham Roth, sowie der Deutsche Arthur Bitter, die alle dem Bändchen Gedichte „Rosen und Dornen“, das Ott 1863 erscheinen ließ, beratend zur Seite gestanden hatten. Diese Gedichte, obwohl anspruchslos und formell

z. T. sehr unbekümmert hingeworfen, entsprachen der heiteren Leichtlebigkeit der damaligen Zeit. Einige unter ihnen wurden rasch populär, so z. B. „Das Mädeli vom Siebethal“ („Das isch mer doch e tusigs Qual), „Der Batzechlemmer“, „Me lebt ja numen einisch“ und dann hauptsächlich „Ds Vreneli vom Thunersee“, das durch die Vertonung J. G. Krähenbühls jahrzehntelang zum Repertoire der Männerchöre gehörte und von Karl Grunder zu einem Singspiel verwendet worden ist. Dem „Vreneli“ soll des Bärenwirts Töchterlein von Oberhofen Modell gestanden haben. Ott und seine „Chuzen“-Freunde waren daselbst an Winzerfesten gerne gesehene Gäste.

Der andere Kreis war der um den deutschen Hauptmann Klose, den Vater des bekannten Komponisten, der im Jahre 1870 in Thun ein Haus erwarb und daselbst schöngeistige Cercles veranstaltete. An diesen nahm auch *J. V. Scheffel* (1826—1886) teil, von dem die Sinnsprüche am Klosehaus stammen, deren einer lautet:

Ob Glück anklopft, ob Trübsal naht,
Sie kehren ein nach Gottes Rat.
Lug, Untreu, Tücke, falschem Schein
Soll dieses Haus verschlossen sein.

Ferner gehörten zu den Gästen des Hauses der Maler R. Gleichauf, der Heraldiker Christian Bühler, der Hofmusikus Ernst Steinbrecher, der Thuner Organist A. Scherer (Verfasser des „Collegium Musicum in Thun, 1881), der berühmte Verfasser des Buches „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“, H. S. Chamberlain, sowie die Schriftstellerin Alberta von Freidorf, welche in ihrer Erzählung „Der Geiger von Thun“ (1891) das Leben in diesem Kreise schilderte.

Der Mann, der von den Anregungen am meisten profitierte, welche von diesem Kreise ausgingen, der Musiker *Friedrich Klose*, ist vor kurzen Jahren über dem Manuskript eines Scheffelbuches gestorben. Es ist zu hoffen, daß dieses Buch in irgend einer Form der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Es handelte sich darum, wie uns Klose erzählte, Scheffel als Gegner der Hegel'schen Philosophie und des deutschen Machtstaates sowie des damit im Zusammenhang stehenden Kunstbetriebes darzustellen.

Drei „Bund“-Redaktoren.

In der Festschrift zur Eröffnung der rechtsufrigen Thunerseestraße bis Neuhaus vom Jahre 1884 steht zu lesen: „Rasch und fieberhaft ist das Wirken und Schaffen unserer Zeit. Leibliche und geistige Kräfte des Menschen werden zu ihrer größtmöglichen Anspannung angespornt und darin erhalten. Dadurch steigert sich auch das Bedürfnis zur Ruhe, des zeitweisen Entfliehens aus der Umgebung unseres täglichen Arbeitsfeldes.“ Unfreiwillig, jedoch nicht weniger glücklich darüber war kurz zuvor ein Mann der zu dicken Luft der Stadt entronnen, um am Thunersee diesem Bedürfnis nach Entspannung nachzuleben: *J. V. Widmann* (1842—1911).

Unfreiwillig, denn er war bei der fälligen Wiederwahl als Rektor der höheren Mädchenschule in Bern im Jahre 1880 übergangen und auf die Straße gestellt worden. Die Gründe dazu waren in seinem theologischen und schriftstellerischen Liberalismus zu suchen. Ein wenig begreifen muß man allerdings den Unwillen der Eltern und der Schulbehörden, wenn der Vorsteher einer Mädchenerziehungsanstalt z. B. die Verse schrieb (In „Mose und Zipora“):

Wirf über Mose nur das Ehejoch,
Dann wandelt seine Glut sich bald in Schnee,
Gewohnheit stumpft die feinsten der Gefühle,
Kein Müller hört das Klappern seiner Mühle.

Widmann aber freute sich wie ein Kind darüber, daß ihm das Schicksal diesen folgenschweren Wink gegeben hatte. Er schrieb darüber:

„Es war die reine Robinsonade, als ich, auf dem Verdeck des Holzschiffes stehend, anlegen ließ(im Stampbach zwischen Gunten und Merligen), bei unserm Hause die Kinder am Strande vor Vergnügen tanzten, die Hunde bellten, die Katzen miauten.“ (1. April 1880). Und weiter: „Mir selbst ist mit einemmal eigentümlich leicht ums Herz. Ich fühle mich wieder in meinem natürlichen Elemente als Bürger der großen Republik aller jemals wegen politischer oder religiöser Ketzerei Verfolgten.“ Und an seine Schwester: „Da lebe ich nun als Fischer, Jäger, Landbauer, aber vergesse auch meine höhere Pflicht nicht. Ich habe hier schon so viel geschrieben, daß ich beinahe den Schreibkrampf bekomme, während ich diese Zeilen an Dich richte. So bin ich also heiteren Mutes und

habe vielleicht mehr Schwung der Seele als jemals früher in meinem Leben. Unbeschreiblich erfrischend ist es, die Alpen so dicht vor sich zu haben, da wir aus den Fenstern und von den Terrassen unseres Gärtchens sehen, wie drüben überm See der Schnee auf den höchsten Gipfeln schmilzt, der nun über die schwarzen, schroffen Felsenwände vom Niesen, Morgenberghorn, Abendberg usw. in zahllosen schimmernden Wasserbahnen niederrinnt. Dazu der tiefblaue See! Man kann sich kein schöneres Exil denken als meines.“

Er arbeitete in jenem ersten Stampbachsommer an „Rektor Müslins Reise in Italien“, worüber er an Gottfried Keller berichtete: „Mir selbst ist es unter meinen Schriften in einem Sinne die liebste: Es werden aus diesem Buche später einmal meine Kinder am besten begreifen, was für eine Art Mensch ihr Vater gewesen“.

Im gleichen Jahre noch wurde Widmann an die Feuilleton-Redaktion des „Bund“ berufen, die er bis zu seinem Tode 31 Jahre lang mit solchem Geschicke führte, daß sein literarisches Urteil wie ein Orakel gewertet wurde. Während dieser langen Zeit ist er immer wieder an den Thunersee zurückgekehrt und durchstreifte hier, begleitet von seinem treuen Hündchen „Argos“, zu Wasser und zu Lande die hinterste Falte dieser ihm ans Herz gewachsenen Landschaft, worüber er in zahlreichen Feuilletons berichtete. Der Bundleser fing an, mit Widmannaugen zu schauen und zu genießen die unerschöpflichen Schönheiten der Welt, von denen der Dichter die Blaudrossel mit folgenden ergreifenden Versen Abschied nehmen läßt:

O! große Welt! ich bin so klein
Und muß nun gehn, — mein Herz ist krank —
Nun werd' ich nie und nimmer sein ...
Du schöne Welt ... hab' Dank ... hab' Dank ...

(Aus: Der Heilige und die Tiere)

Widmanns Nachfolger am „Bund“, der Elsässer *Hermann Stegmann* (1870—1945), schrieb seine vielbeachteten Berichte „Zur Kriegslage“ in Gunten und Merligen. Er verdichtete sie nach dem ersten Weltkriege zu der vierbändigen „Geschichte des Krieges“. Daneben erschienen aus seiner Feder zahlreiche Romane, Abhandlungen und Gedichte, aber als seine Hauptaufgabe bezeichnete er selbst die Kriegsberichterstattung:

„Eine neue, meine schwerste, meine eigenste Aufgabe beginnt. Ich nehme sie ungeheißten, innerstem Antrieb folgend, auf die Schultern, weiß nicht, frage nicht, wohin sie mich reißen kann, bin aber von Anfang darauf gefaßt, sie bis zum bitteren Ende durchzuführen. Mein ganzes Leben versinkt um mich her — Deutschland, das Land meiner Väter, geht seinen Schicksalsgang, geht ihn, von allen Glücksgöttern verlassen, und ich armer Teufel stehe klein, ohnmächtig, ihm entrückt und als Schweizer (St. hatte sich eingekauft) zur Neutralität verpflichtet und auch von Sorgen um meine Wahlheimat erfüllt und kann ihm (Deutschland) nichts sein ... Doch — eins kann ich — meinen Vertrag wahrnehmen und meinen Anteil an der Berichterstattung fordern, und ich tu's mit dem Wahlspruch: „Magna amica Germania, magis amica veritas!“

Der Dritte „am Bunde“, der mit dem Thunersee in Freundschaft verbunden war, hieß *Hugo Marti* (1893—1937). Als er 1922 die Feuilletonredaktion übernahm, lag ein ereignisreiches Leben in Deutschland, Rumänien und Norwegen hinter ihm, und der gesundheitlich gefährdete Dichter mußte mit seinen Kräften ökonomisch umgehen. Seiner geistigen Veranlagung nach war er mehr den weiten europäischen Räumen verpflichtet als den engen schweizerischen, mehr der städtischen Kultur als der ländlichen. Um so überraschender wirkte es, zu sehen, wie schnell und gründlich er sich nun in das neue Wirkungsfeld einarbeitete. Bei uns, wo beinahe jedes größere Dorf einen Kunst- oder Theaterverein besitzt, will man den Rezensenten persönlich kennen lernen. Diesem Wunsche mußte sich Marti auch bequemen, und er tat es gerne. So baten wir ihn mehrere Male nach Thun, wo er in der Kunstgesellschaft sprach. 1925, bei Anlaß der Einweihung des Kuhn-Denkmal in Sigriswil, kam er erstmals in das Bergdorf, wo er fortan lange Jahre hindurch seine Ferien oder Wochenende zubrachte. Er schrieb dort das „Rumänische Intermezzo“ (1926) und das Tavelbuch (1935) nebst zahlreichen Feuilletons und Aufsätzen. Sein Lob über den Thunersee drückte er einmal wie folgt aus:

„Wenn wir uns dem blauen Lichtwunder des Thunersees nähern, klopfen unsere Herzen rascher, im Takt oder Gegenakt zum Räderrollen des Schnellzuges, und eintauchend in den Zauber gegenwärtiger Schönheit, spülen wir ab von unseren Augen den Staub der Stadt und der Vergangenheit — ja

auch der Bücher, die das Lob dieses Sees unvergänglich gesungen haben. Denn seine Schönheit überflutet die Schönheit aller Worte, und seine spielenden Wellen singen lieblicher am Strande als der feierliche Rhythmus der begeistertsten Ode.“ (1928).

Und über die Kuhnfeier äußerte er sich folgendermaßen:

„Als dann ein Kinderchor aus jugendlichen Kehlen und ein schön abgestimmtes Doppelmännerchorquartett für die unverwüstliche Lebendigkeit Kuhn'scher Volkslieder das herzerfreuliche Zeugnis erbrachten, strahlte silberne Sonne durch das Sturmgewölk in die festliche Kirche herein, und ein Tag voll herbstlicher Klarheit brach an, der gewiß so recht nach dem Sinne des gefeierten Dichters Kuhn gewesen wäre ... Eine Kunst wurde deutlich und faßbar aus dem Zusammenspiel der Kräfte von Persönlichkeit und Umwelt, eine Kunst, die auf eigenstarker Schwinge sich von beiden zu lösen wußte und ihren sichersten Platz im Herzen des Volkes fand: man fühlte, wie Volkslieder werden.“

Es gehört zu den Seltenheiten, daß ein Dichter mit solcher Feinheit und Prägnanz zugleich sowohl Natur wie Kunst dieser Landschaft mit Herz und Verstand zu erfassen und in Worte zu kleiden vermochte, wie es Hugo Marti getan hat.

Ein Buch vom Thunersee.

Im Jahre 1936 erschien im Verlag „Schweizer Bücherfreunde“ St. Gallen das äußerst geschmackvoll ausgestattete und von Maler Alfred Glaus in Thun mit geistreich feinen Federzeichnungen versehene „Buch vom Thunersee“ von *Hermann Hiltbrunner*. Es war genau zehn Jahre nach jenem schönen Herbste, da ich den Dichter der beiden Bücher „Nordland und Nordlicht“ und „Spitzbergensommer“, welch letzteres den Untertitel „Ein Buch der Ergriffenheit“ führte, näher kennen lernte und ihm im Laufe seiner ersten Ferientage in Sigriswil nahe legte, er möchte etwas Ähnliches über den Thunersee schreiben. Obwohl Hiltbrunner darauf nicht sogleich antwortete und schließlich die Antwort überhaupt schuldig blieb, beschäftigte ihn die Idee doch Jahre hindurch. Ich ahnte das wohl, hütete mich aber, nochmals darauf zu sprechen zu kommen, um ja in ihm nicht den Verdacht zu erwecken, es könnte sich um Propaganda handeln. Nun liegt das Buch vor als erster Versuch einer

dichterischen Gesamtschau der Thunerseelandschaft und hat als solche, wie Albin Zollinger es ausdrückt, „weit und breit nicht seinesgleichen“. Das will nicht heißen, daß es jedermann in den Kram paßt, ganz im Gegenteil, es hat ebenso viele Gegner wie Freunde gefunden, vielleicht sogar mehr Gegner. Das rührt daher, daß es so ganz anders herausgekommen ist als mancher es sich gewünscht hatte. Man braucht sich übrigens gar nicht zu schämen, anderer Meinung zu sein als der Dichter. Das Buch hätte ganz gut auch anders geschrieben werden können, ohne deswegen minderen Wertes zu sein. Nun aber liegt es in dieser eigenwilligen, ganz subjektiv gestalteten Form vor, als ein rein literarisches Werk, weswegen es auch nur rein literarisch zu würdigen ist.

Wenn zunächst versucht wird, in wenig Strichen den *Inhalt* des Buches wiederzugeben, so sei gleich zum voraus bemerkt, daß dieser Inhalt — so sonderbar das klingen mag! — gar nicht das Wesentliche ist an dem Buche. Ja, man ist versucht zu sagen — bloß das Zufällige. Man könnte nämlich Ähnliches von jedem anderen Bergsee auch schreiben. Hiltbrunner ist eben weder Historiker noch Geologe, noch Geograph, noch Volkskundler, noch Wirtschaftler, sondern Dichter und daher alles zusammen, aber doch in erster und letzter Linie Dichter und zwar insbesondere Lyriker. Daher muß man versuchen, das Buch mit den Augen und Ohren des Lyrikers zu begreifen, d. h. versuchen, sich ohne Widerstand seinen dichterischen Visionen hinzugeben. Das Wesentliche dieses Buches ist also nicht der Inhalt, sondern die Form, oder kurz gesagt das Künstlerische.

Das Buch führt den Leser nicht gleich inmitten der Dinge, sondern ehrfurchtsvoll und behutsam zuerst auf den Gurten und Belpberg, um dem Objekt aus respektvoller Distanz seine Reverenz zu erweisen, wie es sich einem aufrichtigen Bewunderer erhabener Größe geziemt. Mit den Augen der Ureinwohner, die einst am keltisch-römischen Altar von Allmendingen opferten, bewundert der Verfasser vom Altar des Gurtens und Belpberges aus die Szenerie des Thunersees. Dann erst tritt er durch „Das Tor von Thun“ in den „Tempelvorhof“, in den „Warteraum“ großer Erlebnisse, wie er den Thunersee nennt. In diesem Warteraum verbringt er den Sommer nur mit „Schauen“:

„Meine Gedanken haben zu wandern begonnen. Ich konnte keine Zeile schreiben und keine Seite lesen, ohne hinüber- und hinabzusehen (von Sigriswil aus), so daß Schauen zu meinem Berufe wurde, Warten und Schauen zu meinem einzigen Lebensinhalt, und ich Haß und Hader vergaß und Liebe und Lust vergaß, alles vergaß, auch mich selbst, und ich nichts mehr war als lichtempfindliche Platte, nein, nichts mehr als Spiegel, klar mit der Welt, trüb mit der Welt —.“

Das nennt Hiltbrunner das „Sommervorspiel“.

Dann beginnt das Zwiegespräch des Dichters mit den Spiegelungen auf der Seefläche. Er spricht von einem „Lichtorkan“ am Tage, von einer „Licht-Chemie“ bei Mondschein und von der „Wolkengeologie“. Die Zwiesprache mit Bergen und Tälern gestaltet sich zur Begleitmusik der nivellierenden Erosionskraft, gegen welche sich das Urgebirge trotzig aufbäumt.

Erst nachher wendet sich der Dichter auch den Menschen und Tieren zu, aber nicht den modernen, zivilisierten Menschen, sondern jenen anderen, auf deren Antlitz und in deren Bewegungen noch der Abglanz der Urzeit liegt, den „Naturmenschen“ auf dem Thuner Viehmarkt, auch nicht den dressierten Tieren in Käfigen, sondern der Viehherde, die mit ihrem „Urgebrüll“ die Tierheit überhaupt verkörpert.

„Die Schwere und Schwermut dieser Naturmenschen“, deren Aberglaube einst Glaube war, tritt ihm in zahlreichen heidnischen Symbolen entgegen. Er entdeckt merkwürdige Hausinschriften, Tierschädel, Hexenbesen, Hufeisen, Hornziegel an alten Holzhäusern. In den schwermütigen Volksliedern scheinen ihm die dunklen Schatten der „Vorzeit, der Mühsale der Wanderung und Schicksal der Herkunft“ mitzuklingen. Es sind Lieder des Liebesschmerzes, des Herzeleides, der Hoffnungslosigkeit, des Verrats, der Flüche und Schwüre, der Tränen und Gebete, alles Ausdruck „der stillen Katastrophen eines Herzens, der verzweifelten Kapitulation eines Menschen“ und nur selten stößt er auf „lachende Fröhlichkeit oder einen Ausbruch jauchzender Lebenslust“. Zusammenfassend urteilt Hiltbrunner über das Volkslied: „Immer ist es beherrscht und getragen, gefaßt und zurückhaltend. Das Eruptive und Hemmungslose ist ihm fremd“. Womit der Dichter allerdings eine ihm zusagende Auslese von Volksliedern getroffen hat. Jene nämlich, in

denen er die Ur-Töne der Menschheit zu vernehmen glaubt, genau so, wie er bei der Betrachtung der Pflanzenwelt die Alpenblumen mit „Ur-Farbe“ (Enzianen) herausgreift.

Diese wenigen Beispiele aus dem Inhalt mögen genügen, um zu zeigen, worauf es dem Dichter ankommt. Er greift sodann weit über den Rahmen des Thunersees hinaus. Auch Hiltbrunner betrachtet ihn nur als *Durchgang* zu den gewaltigen Schauplätzen im Hintergrunde dieses Rahmens.

Soviel über den Inhalt. Man sollte nicht danach fragen, was alles *nicht* darin enthalten ist. Der Dichter möchte nicht wiederholen, was schon soundsoviel mal gesagt worden ist. Er setzt diese Kenntnisse stillschweigend voraus und gestaltet nur die ganz persönlichen Eindrücke, die ihn bei Betrachtung dieser Landschaft befallen haben. Das Buch ist demnach zu werten als getreues Spiegelbild der inneren Erlebnisse eines bedeutenden Dichters. Es wendet sich daher nicht in erster Linie an den Intellekt, sondern an die Phantasie; es will nicht Wissen vermitteln, sondern Impulse, seelische Ergriffenheit. Es ist ein Buch der Ergriffenheit, wie es der Urmensch oder der romantische Mensch hätte schreiben können, als er sich erstmals vor diese Landschaft gestellt sah. Widmann oder Marti wären andere Wege gegangen, gewiß, sie hätten einem solchen Buche vielleicht mehr Substanz verliehen, in bezug auf die künstlerische Intensität der Gestaltung würden sie es aber kaum überboten haben.

Warum kein Drama oder Roman großen Stils?

Trotz aller bisher genannten literarischen Zeugnisse hat der Thunersee nichts Ebenbürtiges der Verherrlichung des Genfersees durch Rousseau (*Nouvelle Héloïse*) und des Vierwaldstättersees durch Schiller (*Wilhelm Tell*) an die Seite zu stellen. Es fehlt ihm der große Roman oder das Drama.

Die beiden Dichter, die das Format dazu gehabt hätten, Kleist und Gotthelf, standen der einzigen großen Gestalt des Thunersees, Bubenberg, der eine innerlich, der andere äußerlich, zu fern.

Zwar hat uns *Rudolf von Tavel* (1866—1934) in seinem „Ring i der Chetti“ (1931) einen Bubenbergroman geschenkt. Er ist jedoch in Mundart geschrieben und dadurch auf ein enges Wirkungsfeld

beschränkt. Die Grundidee, welche Tavel veranlaßte, gegen den Schluß seines Lebens nochmals auf den Bubenbergstoff zurückzukommen, lag im großen Beispiel der Unbestechlichkeit und der uneigennützigsten Hingabe an den Staat Bern, das der Held verkörperte. Es schien Tavel nötig, in den politischen Wirren der Nachkriegszeit seine Mitbürger nochmals eindringlich auf dieses Beispiel hinzuweisen. Er schrieb in einem Briefe darüber: „Ich weiß nicht, ob ich nicht eines Tages einen zweiten „Schtärn vo Buebebürg“ schreiben werde, um noch einmal unseren Demagogen recht vor Augen zu halten, wie sie die Demokratie ad absurdum führen. Im Kanton Bern gibt es zwei hochmoderne Tänze, die noch viel schlimmer sind als die importierten Negertänze: den um das goldene Kalb, getreulich mitgetanzt von manchem, der Lobeshymnen auf den heiligen Franz singt, und den um das Simmentaler Fleckviehkalb.“ (Hugo Marti, Tavelbiographie.)

Der Roman, soweit er sich im Rahmen des Thunersees bewegt, enthält soviel Unübertreffliches an Lokalkolorit, daß es schwer wäre, eine richtige Auswahl davon zu treffen. Wir müssen uns deshalb darauf beschränken, mit Nachdruck auf die Lektüre dieses unterhaltsamen und lehrreichen Buches hinzuweisen, wie ebenfalls auf Tavels „Unspunne“ (1924), dessen Schauplatz z. T. auch am Thunersee liegt.

Warum also ist es nicht zum großen Wurf gekommen? Denn auch *Alfred Fankhausers* starkes Drama „König dieser Welt“, das den Bubenberg zum Vorwurf hat, ist bloß Buchdrama geblieben und spielt übrigens ausschließlich nur in Bern.

Die Antwort ist nicht allzuweit zu suchen. Dem Thunersee fehlt das überragende Eigengewicht gegenüber dem allzunahen Hochgebirge, (so daß ihn z. B. Haller und Byron übersahen), im Gegensatz zum Genfersee, dessen beträchtliche Ausdehnung und Vielseitigkeit der Ufer einen Rousseau ganz für sich in Anspruch zu nehmen vermochte. Und dem Thunersee fehlt die ganz große Gestalt, denn Beatus ist eine fragliche Figur und bietet überdies zu wenig Stoff und Bubenberg weilte nur in den Atempausen seines tatenreichen Lebens am Thunersee. Im Gegensatz zum Vierwaldstättersee, in dessen Bereich zusammengeballt die Szenen der Befreiungssage dicht beieinander liegen. Auch eignete einem Wilhelm Tell

universalere Symbolkraft als dem fast nur bernisch ausgestatteten Bubenberg, so daß Goethe, der doch große Stücke auf das bernische Patriziat hielt, diesen nicht bemerkte, während er den Tell seinem Freunde Schiller auf das eindringlichste zur dichterischen Behandlung empfahl.

In Rousseaus *Nouvelle Héloïse* spielt die Landschaft recht eigentlich die Hauptrolle und der Mensch nur die Nebenrolle. Das Landleben wird hier als „*Idéal helvétique*“ gegenüber der „*civilisation des Salons de Paris*“ ausgespielt, was gut in die damalige *Fin de Siècle*-Stimmung paßte und die große Leserwelt in ihren Bann zog. Hiltbrunner, der in seinem Thunerseebuch ähnliche Wege suchte, hat es zwar auch in eine Untergangszeit hinein getroffen, aber die Zerstörungen der beiden Weltkriege stellen der jetzt lebenden Generation ganz andere Probleme als die der passiven Kontemplation.

Das Freiheitsideal, dem Schiller in seinem Tell so hinreißenden Ausdruck verliehen, wirkte weltweit, während die bürgerliche Bravheit Bubenberg in Tavels Roman schon an den Grenzen des Kantons haltmachen muß.

Das sind Bedingtheiten, die niemand aus der Welt schaffen kann, weshalb der Thunersee wohl auch weiterhin mehr Gegenstand der Volkspoesie als der heroischen Dichtung sein wird.